

Carl Anton Wetterbergh

Vierklee



Carl Anton Wetterbergh

Vierklee

Novelle

Aus: Novellenschatz des Auslandes, Herausgegeben
von Paul Heyse und Hermann Kurz, Siebenter Band,
Verlag von R. Oldenbourg, München, [o. J.]
Aus dem Schwedischen von Ludwig Passarge

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Foto von [Umberto Salvagnin](#)
(bearbeitet)

Veröffentlicht unter [Creative Commons License](#)

Vierklee

Dort hinten im Stordal steht ein kleines Haus. Jetzt ist es freilich alt und grau, aber vor einigen Jahren konnte man noch erkennen, daß es einst roth angestrichen gewesen, denn unter dem Gesimse war noch ein dunkelbrauner Ton sichtbar, und auch die schweren Balken hatten von der einstigen Farbe, soweit sie nicht unter dem grünlich braunen Moose verborgen oder vollkommen verschwunden war, noch einige Spuren aufbewahrt. Elstern und Sperlinge holten aus den Fugen das Moos zu ihren Nestern; und so würde die Hütte mit jedem Jahre weniger dicht, kälter und vielleicht schließlich unbewohnbar geworden sein, wenn sie nicht dann und wann von ihrer Eigenthümerin, der alten Grete, im Innern ausgebessert, nämlich mit Lehm verstrichen und neu getüncht worden wäre.

Damals standen auch noch einige Blumen vor der Hütte, jedoch nur zweierlei Arten. Denn von der ganzen Blumenwelt kannte Mutter Grete, wie viele Andere in der Menschenwelt, nicht mehr als diese beiden, nämlich hohe, die Glücklichen, und niedrige,

die Unglücklichen. Diese Blumen waren aber ein paar Sonnenblumen und ein Gaisblatt, das sich an der Giebelwand der Hütte hinaufrankte.

Sonnenblumen sind bekanntlich viel zu stolz, viel zu sehr Glücksjäger, als daß sie in die Hütten der Armen blicken sollten. Wenigstens diese hatten stets, von Geschlecht zu Geschlecht, vom Vater auf den Sohn, dem kleinen Fenster in der Giebelwand den Rücken zugekehrt, um die Sonne zu betrachten, nach deren Ebenbilde sie, ihrer Ansicht nach, geschaffen waren. Sie hielten sich darum auch für ein gut Theil vornehmer als alle andern Blumen auf Erden und erachteten die kleinen als bloßes Pack, die Stockrosen aber als reine Emporkömmlinge. Da nun die Sonnenblumen sich stets von der Hütte abgewandt hatten, so waren ihnen auch alle Vorgänge in derselben schlechthin unbekannt geblieben. Das Gaisblatt aber mit seinen weißen und röthlichen Blütenbüscheln kannte das besser.

Hören wir was es uns erzählt.

»Schon vor dreißig Jahren war es immer so stille in der Hütte. Wurde das Fenster an den Sommerabenden geöffnet, so stiegen wir schnell hinein und legten uns auf das Fensterbrett neben eine Balsamine. Die aber blickte stolz und von oben auf uns herab und beklagte sich darüber, daß sie die Natur nicht schauen könne,

ohne mit so simplem Volke in Berührung zu kommen. Vielleicht war sie deßhalb so vornehm, weil sie im Zimmer aufgewachsen war.

Aber da saßen auch ein Mann und eine Frau, die sich so herzlich liebten. Wohlwollen blickte aus ihren Augen, und wenn sie das Fenster öffneten, so geschah es immer mit der größten Vorsicht, damit keine unserer Ranken zerdrückt würde. Aber einige Jahre später, da kam ein Sommer, wo das Fenster geschlossen blieb. Wir lauschten und vernahmen Seufzer und Gebete, dann wieder tiefe Stille. Der Einzige, welcher sprach, war unser unbekannter Freund, die Wanduhr mit ihrem unaufhörlichen Tick-Tack. Endlich an einem Abend hörten wir lautes Schluchzen. Dann kam die Nacht.

Wie mag es drinnen stehn? fragten wir einander, aber Keiner wußte es.

Am Morgen, da die Sonne auf das Fenster schien, hätten wir hineinblicken können, aber es hing ein Laken davor. Damals begriffen wir noch nicht, was es bedeute, aber ein paar Tage später läuteten die Glocken in dem Thurme, und da wußten wir, daß der gute Mann drinnen todt sei.

Vater drinnen ist todt, sagten wir zu den Sonnenblumen. Die aber warfen den Kopf in den Nacken und blickten hochmüthig nach oben.

Was geht das uns an, wenn ein alter Käthner stirbt! Wir gehören nicht zu seinem Geschlechte, wir sind Kinder der Sonne!

Kurze Zeit darauf wurde das Fenster wieder geöffnet, und die gute Frau saß davor. Wir krochen schnell hinein, legten uns auf das Fensterbrett wie früher und flüsterten:

Guten Abend! Grüß' Gott!

Aber sie antwortete nicht, sie berührte keine Blume und ließ uns unbeachtet. Da fiel ein großer warmer Tropfen auf die eine von uns, und wir zogen uns traurig wieder zurück. Wir hatten uns so sicher gefühlt, daß wir sie mit einem »Grüß' Gott« trösten würden, es war uns aber nicht gelungen.

So dauerte es eine lange traurige Zeit; doch lebten wir wenigstens friedlich weiter. Später kam dann eine Schaar lärmender Kinder, welche sich in der Stube zwar wie kleine Engel, draußen aber wie rechte Barbaren benahmen. Nirgends gab es Ruhe vor ihnen. Wir mußten es wohl dulden, wir, die wir nicht vornehm waren. Aber sie warfen auch nach den Sonnenblumen mit Steinen, so daß diese nicht länger ruhig zu ihrem hohen Ahnherrn anschauen konnten, der sich übrigens ebensowenig um sie wie um das niedere Kraut zu kümmern schien. Denn er ist in Wahrheit erhaben und macht daher zwischen Groß und

Klein keinen Unterschied. Gott weiß, was noch geschehen wäre, wenn Mutter Grete nicht uns und die Sonnenblumen in ihren Schutz genommen hätte.

So führen wir unser stilles Dasein weiter. Dann und wann wird aber drinnen ein Fest gefeiert. Dann pflücken sie alle unsere Blumen mit Einem Male ab; aber es thut nichts, ist es doch zum Geburtstage der guten Alten. —

So lautete die Erzählung des Gaisblattes vor dreißig Jahren, aber noch immer stand es nicht weit von den Sonnenblumen, umschwärmt von lärmenden Kindern, denn Frau Margareta im Stordal war Wittwe und lehrte die Jugend des Dorfes.

Von ihrer Schule ist nicht viel zu berichten. Lesen, ein wenig schreiben und der Katechismus früh und spät, das war Alles.

Mutter Grete in Stordal begriff eben so wenig als die Gelehrten, daß man einem Kinde nichts Unverständlicheres in die Hand geben kann, als den Katechismus, und daß es falsch ist, gerade in dem Alter, da das Kind aufzumerken und aufzupassen beginnt, Gedanken und Begriffe einsammelt und allmählich, wenn auch nicht zu begreifen, so doch zu ahnen und sein Vorstellungsvermögen zu entwickeln anfängt, mit bloßem Auswendiglernen zu beginnen, wodurch das Denken und der Verstand mit

Centnerschwere zu Boden gedrückt wird, wie Blumen unter einem Brette. Wächs't später eine und die andere doch unter demselben hervor, so sagen die Hochweisen freilich, daß es eben das Brett gewesen, welches die Blumen zur Entwicklung gebracht. —

Aber da es sich nun ein Mal damit so verhält, so lohnt es auch nicht, viel darüber zu reden, was und wie viel die Kinder in der kleinen Schule lernten. Aber was sie alle lernten, obwohl es in keinem Buche stand, das war die Kunst, sich mit Wenigem zu begnügen, fromm zu sein und Gott zu vertrauen.

Denn das bewirkte die Mutter Grete.

Sie und ihre Hütte sahen einander gleich; arm von außen, ohne andere Freunde als einige dürftige Blumen; aber drinnen wohnte ein Geist, welcher alle Schäden von innen heraus heilte, die Wände immer neu tünchte und mit den schönsten Blumen schmückte. Im ganzen Kirchspiele gab es Niemand, der nicht wenigstens der guten Frau freundlich zunickte, wenn sie Sonntags in ihrem schwarzen, jetzt verschossenen Camelotkleide und der schneeweißen Haube, welche ihre eingefallenen Backen einrahmte, das Gesangbuch in das rothcarrirte Taschentuch geschlagen, ihren Weg nach der Kirche ging, hinter ihr die Kinder der Nachbarn, alle frisch gewaschen, steif und ausgeputzt wie Rosen in einer Düte.

Ja die alte Grete verbreitete einen gewissen Respect um sich, so arm sie auch war. Hatte sie doch so manches Jahr die Dorfkinder unterrichtet, und dankten ihr doch die Meisten, daß sie Gedrucktes erträglich lesen und ihren Namen kritzeln, oder gar einen Brief aufsehen konnten, des Inhalts, daß sie »Gottlob gesund seien und Gleiches wieder wünschten«.

Ich weiß in der That nicht, wie Mutter Grete sich heutzutage ausnehmen würde, wo wir ordentliche Volksschulen haben, und das interessirt sie auch ferner nicht, da sie bereits längst bei ihrem Alten schläft und das Gaisblatt und die Sonnenblumen verdorrt sind. Nur so viel ist mir bekannt, daß Pfarrer Näkterroth, der sich ihrer noch wohl erinnert, behauptet, Mutter Grete im Stordal habe weit besser unterrichtet als der Schulmeister, der sich im Seminar den Kopf mit allerlei dummem Zeuge vollgepfropft und die Dreistigkeit habe, den Bauerjungen eine Menge unverständlicher Dinge beizubringen, an die der Herr Pfarrer niemals gedacht, und die ihm fast so unbekannt seien wie das Chinesische. Kein Mensch lobt die Mutter Grete im Stordal wärmer als besagter Pfarrer. Bei Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen, auf Weg und Steg, wo nur Menschen sind, beginnt er immer einen langen Sermon, wie überflüssig es für die Leute sei, mehr zu wissen als

zum rechten Glauben gehöre. Auch pflegt er in geeigneter Weise auf gelehrte Bauern und Bauernanwälte anzuspielen und die Verderbniß der Zeiten hervorzuheben.

Immer schließt er seine Reden mit den Worten: Ja die alte Grete, das war doch noch ein Unterricht! — Oder habt ihr, du Anders Persson, du Greta Stina, nicht genug gelernt, um einst selig zu werden? Ein Bauer braucht nichts als die Seligkeit, nicht wahr, Per Gustaf in Kråkelid? — Werdet selig, das ist die Kunst; aber die bringt einem kein Schulmeister bei, und ginge er auch in Herrenkleidern oder glaubte er gar, er sei schon ein halber Pfarrer!

Ja, der Herr Pfarrer hat Recht! — lautet immer die Antwort; denn die guten Leute halten sich für so gelehrt, als ihnen für dieses und jenes Leben nöthig ist, und dieses ihr ganzes Wissen verdanken sie der Mutter Grete im Stordal. Kurz, der Herr Pfarrer hält die Erinnerung an sie wach. Um aber auch meinerseits dazu beizutragen, daß ihr Name nicht baldiger Vergessenheit anheimfalle, habe ich diese Geschichte mit ihr begonnen, obwohl ich eigentlich von zwei Kindern erzählen will, die zu ihr in die Schule gingen.

Die Leute haben ein Sprichwort, welches beweis't, daß trotz des Katechismus und ihres ganzen sonstigen

Glaubens der Fatalismus den Grundzug ihres religiösen Meinens und Empfindens bildet.

Das hat so sein sollen, heißt es, das Unglück hat es so gewollt — das ihre ganze Philosophie, ihre Anschauung von Glück und Unglück.

Napoleon glaubte an seinen Glücksstern; Cäsar an den seinigen; auch jeder Bauer hat seinen. Aber Sterne sind nur für vornehme Leute, der Bauer darf keinen haben; so glaubt er denn einfach, es habe so sein sollen.

Wenn man nun untersucht, was er eigentlich unter der höhern Macht, dem Schicksal verstehe, so ist das keineswegs dasselbe wie die göttliche Vorsehung; vielmehr eine Zusammensetzung dieser Vorsehung und menschlichen Thun und Treibens, eine von den Menschen, so zu sagen, verdorbene Vorsehung. Benimmt sich einer einfältig und ungeschickt und geräth er in die Enge, so heißt es: Es hat so sein sollen. Erkältet man sich oder läßt man ein Thier verhungern, so hat es so sein sollen. Betrinkt man sich auf einem Jahrmarkte, fällt in die Schlingen eines Gauners und verliert sein Geld, so ist es das Schicksal, welches den Branntwein gemacht, den Betrunknen ins Spielhaus geführt und ihm sein Geld abgenommen hat. In der That nichts leichter als das Schicksal und

dessen Launen zu beschuldigen, entsprechen sie doch genau unsern eigenen Fehlern und Neigungen.

Allerdings sind wir nicht immer die Herren unseres Schicksals. Oft mischen sich die Menschen hinein und spielen Gottes Vorsehung. Doch von uns hängt es ab, ob es zum Guten oder Bösen ausschlagen soll. Denn nur von innen heraus wächs't das Gute, und weder Liebe noch Furcht kann es von außen in uns hineinbringen.

Hören wir, wie das Schicksal mit den Menschen spielt, wie sie sich in die göttliche Vorsehung eindrängen und wie ihr Werk gelingt.

* * *

Das Gaisblatt sprach von einem unbekanntem Freunde in Gretens Hütte, der eintönigen Uhr mit ihrem ewigen Tick-Tack, Tick-Tack. Aber diese Uhr war doch seit vielen Jahren Gretens Gesellschafterin gewesen, hatte bald ihre Freuden, bald ihre Schmerzen mit ihren Schlägen begleitet und ihr Frieden und Ruhe gebracht, wenn kein Anderer mit ihr sprechen konnte, in den stillen Stunden der Nacht, da es draußen im Walde rauschte, am Morgen, da die Sonne aufging und die Vögel ihr Lied begannen, am Abend, wenn die Sonne unterging und das Gaisblatt durchs Fenster

blickte und sein »Grüß' Gott!« flüsterte. Die alte Uhr, müßt ihr wissen, hatte nichts Besonderes, Künstliches, weder von außen noch innen. Nichts als eine einfache Holzuhre mit einem einzigen Zeiger, drei Rädern und einem unförmigen Pendel, an dessen Ende ein in einen Lappen von einer Bastmatte genähter Ziegelstein hing. Aber trotz dieser geringen Mittel ging sie ununterbrochen. Jahr aus Jahr ein, und übertraf an Genauigkeit manche kunstvolle Uhr mit seinem Repetirwerke. Uebrigens hatte sie ein ganz schwarzes Antlitz. Ob die Menschenrassen unter dem Einflusse der verschiedenen Zonen weiß, braun, schwarz oder roth geworden, darüber sind die Gelehrten noch immer im Streite; was Mutter Gretens Uhr betrifft, so war sie einst weiß gewesen und hatte lediglich in Folge der Einflüsse des Klima's, des Rauchs, des Dampfes und durch die Fliegen ein vollkommen schwarzes Gesicht bekommen. Trotzdem gab es in der Zeit, da unsere Geschichte beginnt, in der Stube zwei Paar Augen, welche die alte häßliche Uhr gern ansahen, während freilich viele andere mit Sehnsucht darauf warteten, daß der Zeiger auf Voll weisen würde. Jene Augen waren natürlich die von Mutter Grete, und außerdem zwei hellblaue, herzensfrohe Kinderaugen, welche der kleinen Anna aus der Holzschuhhütte zugehörten. Das kam aber daher, weil die Uhr

gewissermaßen aus der Familie stammte; denn der Vater der kleinen Anna war der Verfertiger dieser häßlichen Uhr, die so vortrefflich ging und so laut schlug. Darum betrachtete die Kleine dieselbe auch mit einem gewissen Stolze und erzählte zuweilen den andern Kindern, daß kein Geringerer als ihr Vater das stattliche Werk, welches mit seinen mächtigen Schlägen von seinem Leben Zeugniß ablegte, gearbeitet habe.

Es gab nämlich etwas in dem Herzen der Kleinen, was sie zwang, mit ihrem Vater groß zu thun; nicht weil sie sich auf sich selber, sondern auf ihren Vater etwas einbildete. Denn wie oft mußte sie nicht hören: »Anna, dein Vater ist ein armer Schlucker, ein kleiner Knirps!« Darum hielt sie es für ihre Pflicht, so viel sie vermochte, auch seine Verdienste hervorzuheben. Was dagegen ihren mütterlichen Großvater, den alten Flink, betraf, so fand sie keine Veranlassung, für ihn einzustehen, denn der war ein Mann, welcher für sich selbst einstand.

Die kleine Anna, obwohl erst im neunten Jahre, war das geschickteste von allen Schulkindern. Keines wußte die Aufgabe so glatt herzusagen wie sie, keines den Inhalt des Gelernten und das »Was ist das?« so geschickt zu erklären. Es gab aber auch keines, das Mutter Grete mit so vielen Fragen belästigte, wie sie.

Wißbegierige Kinder sind natürlich die allerbeschwerlichsten. Man fährt sie gewöhnlich an, zieht ihre Fragen ins Komische und höhnt sie — warum? — höhnt man doch auch den, welcher dürftet und um Wasser bittet!

Mutter Grete mußte oft, sehr oft sich zusammennehmen und heimlich bekennen, daß Kinder mehr fragen als alte Leute beantworten können. Aber sie genügte den Fragen, so gut sie es vermochte, und liebte das Kind um seines Wissensdurstes willen. Anna erhielt daher auch gewöhnlich als Buchzeichen, für ihren Vater, eine kleine Pfauenfeder, — die Hauptauszeichnung; lag nur ein weißer Papierstreifen darin, so bedeutete das »mittelmäßig«; ein Stück Löschpapier aber hieß so viel wie »sehr schlecht«. Nahm nun Anna die Pfauenfeder wahr, so lächelte sie selig und dachte: Nun wird der arme Vater zu Hause sich gewiß recht freuen!

Dann zog sie die Schuhe von den kleinen hübschen Füßen und sprang barfuß durch Wald und Feld, um rasch nach Hause zu kommen und für Vater und Großvater das Essen zu bereiten. Denn so klein sie war, so verrichtete doch sie allein alle weiblichen Dienstleistungen in der armen Familie. Und sie sprang durch Feld und Wald und wadete durch die Bäche, die

alle aus dem kleinen Sumpfsee weit hinten im Walde kamen. In diesem See wohnte eine Wasserfrau, und zwar in einem Krystallschlosse von so herrlichen Steinen, als nach der Erzählung ihres Vaters in dem Kronleuchter des Gutsherrn waren, und die Frau hatte viele dienstbare Geister, welche unsichtbar in den Strömen und Bächen schwammen, und artigen Knaben große Fische an die Angel steckten, ungehorsamen aber große Baumwurzeln; ja sie rissen ihnen wohl zuweilen gar die Angelschnur ab, wenn sie Taugenichtse vor sich hatten.

Wadete nun die kleine Anna durch die schwarzen Waldbäche, besonders gegen Abend, so dachte sie immer an die kluge Frau und deren Geister. Zuweilen stand sie auch eine Weile still, bevor sie in das dunkle Wasser zu steigen und über die schlüpfrigen Steine zu schreiten wagte. Denn es konnte ja dort einer der vielen Geister sitzen. Aber dann fragte sie sich:

Bin ich meinem armen Vater gut?

Ja!

Bin ich nicht gehorsam?

Ja!

Und nach dieser Selbstprüfung ging sie dann in Gottes Namen und ruhigen Herzens hindurch.

Zu Hause gab es immer Eins und Dasselbe. Der Vater saß auf seiner kleinen Bank und arbeitete an

einer Uhr, oder stand an seiner Drehbank, der Großvater aber schnitzelte an einem Paar Holzschuhe.

Der Vater der kleinen Anna war ein kleiner, buckliger Mann, eine kränkliche und schwächliche Figur, zu welcher Flink, ein großer, kräftiger Alter mit rothen Backen und einem eigenthümlichen Ausdrucke von Munterkeit in den offenen Augen, einen entschiedenen Gegensatz bildete.

Nun, da ist ja die Annika! sagte Flink, als das Mädchen eintrat. — gut, daß du heimgekommen, denn dein Bat-er kümmert sich nicht um mein Essen; und wenn —

Ich meinte — wandte der kleine bleiche Mann ein — es schmeckt besser, wenn Anna es zubereitet.

Ja, das glaube ich auch! lachte Anna und strich die braunen Locken hinter die Ohren, sieh hier, Vater, sieh!

Eine Pfauenfeder, heute wieder! — Du kommst rasch vorwärts, mein Kind.

Ah ja, murmelte Flink, wenn Gott gut ist, hat der Pfarrer leicht predigen.

Anna zögerte nicht lange, nahm den kleinen Topf herab, wusch die Kartoffeln ab und stellte sie an das luftige Feuer. Denn Flink hatte Reisig von der Allmende geholt und gehörig klein gehauen.

Flink mochte die Kleine gerne, aber er rivalisirte doch mit ihr in einem Punkte, den man kaum errathen möchte, nämlich in nichts Geringerem als der edlen Kochkunst.

Ja, koche du nur für uns; dein Vater ist nicht zufrieden mit dem, was ich bereite. Was aber das Kochen betrifft, so verstehe ich es auch, wenn ich nur etwas dazu habe. In der Compagnie hieß es immer: Flink versteht zu kochen — sagte der Lieutenant. Ja — sagte ich — mein' Seel', das kann ich. Und so wurde der Flink immer zum Kochen commandirt, wo es was zu kochen gab. Und da sagt nun mein Schwiegersohn, ich verstehe nichts!

Freilich versteht Ihr es, Vater, aber es schmeckt doch besser, wenn Anna —

Ah — Schnick-Schnack! Schmecken? — Kartoffeln und Mehlbrei — besser! — Ha! — Geschwätz, reine Einbildung!

Aber wenn Alles fertig war, schmeckte es auch dem alten Flink besser, als wenn er es selbst bereitet hatte. Denn Anna wußte es so appetitlich anzurichten, die Schüssel mit den Kartoffeln, die Teller, den Brei und die saure Milch so zu ordnen, daß das geringe Mahl sich gut ausnahm und weit besser schmeckte, als wenn der Alte Alles bunt durcheinander stellte. Da saß dann Anna immer so von Herzen froh und lachte und fühlte

sich so glücklich, wenn sie die kleinen Hände faltete und Gott dankte. Inniger that es gewiß keines von den Dreien.

Der kleine Drechsler und Uhrmacher war zwar immer schweigsam, aber freundlich wie ein Kind. Besonders wenn er die Kleine betrachtete, gewannen seine sonst so ernsten fast traurig blickenden Augen ein eigenthümliches Leben und sie erglänzten in den Strahlen einer heiligen, ewigen Liebe. Der alte Flink mochte das Kind auch gerne, aber damit war es auch zu Ende. Er war überhaupt nicht mit Allem zufrieden, wie es gekommen. Denn seine Tochter hatte sich mit dem kleinen Uhrmacher wider seinen Willen verheirathet, und obwohl sie zusammen glücklich lebten und einander lieb hatten, so konnte der Alte doch niemals seinen Schwiegersohn ansehen, ohne sich über die nun selige Anna zu ärgern, daß sie einen solchen Knirps zum Manne genommen. Jeder Mensch hat sein eigenes System der Glückseligkeit: das des alten Flink bestand darin, daß kein vernünftiges Mädchen einen Mann lieben könnte oder sollte, der nicht eine Größe von drei Ellen hätte — denn so groß war er selbst — und die Stärke eines Bären — denn die hatte er auch gehabt. Wenn das aber nicht der Fall, dann könnte sie auch unter keinen Umständen mit ihm glücklich sein. Daß nun seine Tochter den buckligen

Jonas nicht bloß geheirathet hatte, sondern auch mit ihm glücklich gewesen war, das ärgerte ihn erst recht; denn es war gegen alle Vernunft, und deßhalb gab es Momente, wo er glaubte, Jonas habe ihr wohl einen Liebestrank gegeben oder etwas sonst »Schändliches« in einem Apfel. So kam es denn, daß Flink wohl in der Hütte wohnen blieb, aber keine besondere Theilnahme für seinen kleinen, bleichen, kränklichen Schwiegersohn hegte und nicht einzusehen vermochte, daß seine Enkelin ihn mit Recht liebte, wie es schon die Mutter gethan. Sie glich derselben auch darin, daß sie mehr auf den kleinen Krüppel hielt als auf den Großvater — und das ging ihm zu weit. Denn dieser hatte doch einen geraden Rücken wie ein Mensch und sah nicht wie ein Fiedelbogen aus!

Jonas sprach selten auf andere Art als mit den Augen, er war wortkarg; und auch darüber ärgerte sich Flink, der das Gegentheil war.

Es ist — sagte Flink — nur ein Glück, daß das Kind jeden Abend nach Hause kommt, sonst, strafe mich Gott! vergäße ich noch meine eigene Muttersprache. Ich mag reden, dies oder das, von Wind und Wetter, oder von Deutschland und Napoleon, von Sr. Majestät und der Krone, oder dem Forstwart und dem Pfarrer — nicht ein Mux! — Still wie ein Krebs, den man einwiegt. Das einzige

Zeichen, daß er nicht schläft, ist, daß er mit seinen Fingern an den Uhren krappelt, oder in eine alte silberne Butterbüchse stochert und sie ans Ohr hält. Hören kann er, denn manchmal nickt er und sagt: Ja so!

So lautete die ewige Klage des alten Flink, und nicht mit Unrecht, denn Jonas war in der That zu schweigsam und zu leidend, um ein unterhaltender Gesellschafter zu sein.

„Aber mit der kleinen Anna sprach er doch; sie verstand ihn, die Sprache seiner Augen nämlich — gerade so wie ihre Mutter in früheren Jahren. Doch wie wenig Jonas auch mit ihr redete, er dachte an sie um so mehr, fühlte für sie um so tiefer. Wenn die Nacht kam und Flink ihn in seinen stillen Gedanken nicht mehr störte, saß er oft in seinem ärmlichen Bette aufrecht und betrachtete sein Kind in dem Mondlichte, das sich durch das dunkle Fenster der Hütte stahl. Da mußte er lange und herzinniglich an das Kind denken, schlug seine trockenen Hände zusammen und seufzte: Was soll aus ihr werden? — und er betete so tief und brünstig, daß er endlich sein Gebet erhört glaubte.

So hatte das nun gewährt schon seit dem Tode seiner Frau. Nimmer vermochte er aufzuhören, der Zukunft seiner Tochter zu gedenken, wenn er vor ihr

sterben müßte. Und das drückte ihn so auf die Brust — wie bald, und der Athem versagte ihm.

Wenn aber wieder die Sonne aufging und durch die kleinen Fenster schien — denn die Sonne liebt es, in die Hütten der Armen zu blicken —, wenn das Kind sich die Augen rieb und seinen ersten Blick auf den Vater warf, welchen noch ein unruhiger Schlaf umfassen hielt, dann faltete es auch seine Hände und betete: Gott helfe und stärke meinen armen Vater!

Da waren Zwei, die einander beklagten, beschützten, ohne an sich selber zu denken.

Sobald das Frühstück fertig, war Klein-Anna auch schon bereit zur Schule zu gehen, und sprang froh und munter fort, über Berg und Thal, durch Wald und Wiese. Bei einem kleinen Pfade im Walde pflegte sie sich zu verweilen, um Athem zu schöpfen, doch nur dann, wenn sie noch so viel Zeit hatte, und das war für gewöhnlich der Fall. Denn Klein-Anna war fast immer mit der Sonne auf, wie die kleinen Vögel in den Quitschenbäumen neben der Holzschuhhütte. Sie setzte sich dann auf einen Stubben und schaute den kleinen steinigen Gang entlang, welcher sich in den Wald verlief und zu einer Hütte, der Myrkärshütte, leitete, mit einer einzigen Stube und neben ihr einer Art Schauer für Holz und Stubben. Zuweilen stand sie auf und ging einige Schritte in den Wald hinein und

setzte sich wieder, mit einer Miene, die ihre Unzufriedenheit ausdrücken sollte.

Er ist doch immer ein Springinsfeld, sagte sie, und gewiß weiß er wieder nichts, hat nichts gelernt und kommt endlich gelaufen! so daß er kein Wort herausbringen kann. Wie wird er mit Schande vor Mutter Grete bestehen!

Hm — er kommt noch immer nicht! Bald steht die Sonne über dem schwarzen Klint, und dann ist es sieben.

Es war noch immer ganz still im Walde; nur ein und der andere Vogel flatterte zwischen den Fichten und schlug einen kurzen Triller in den Wipfeln der Tannen. Die und da lief ein Specht den Baumstamm hinauf und hinab und hackte in die Sprünge und Löcher der Rinde. Eine Waldtaube girrte tief in dem Walde als gäbe sie Antwort auf das Rauschen und Murmeln der Bäche, welche zwischen Wurzeln und über Steine flossen und eilten, um zu dem Flusse zu gelangen. Der aber nahm seinen Lauf weiter unten im Thaler still und schweigsam, zwischen sandigen Abhängen und im Schatten der zum Stürze geneigten Fichten.

Endlich vernahm sie in der Ferne ein lautes Pfeifen und stand auf.

Nun kommt er, heute will ich ihn aber auch recht ausschelten! — sagte sie und lächelte. Ja, beeile dich

nun es ist höchste Zeit! Legte ich nicht zuweilen ein gutes Wort bei Mutter Grete ein, so hätte der Herr Patron schon oft genug im Winkel stehen können. Aber es ist doch Schade um ihn; und was kann er dafür, daß er nur ein so kleiner Bursche ist und für seine Mutter, die es doch so nöthig braucht, nichts zu schaffen vermag.

Dieser Monolog des kleinen Mädchens wurde jetzt durch das Geräusch von leichten Tritten unterbrochen, und es dauerte nicht lange, so kam ein barfüßiger Knabe den Waldsteig hergesprungen.

Ja du bist mir ein Schöner, Anders! rief Anna ihm scheltend entgegen, indem sie zugleich einen Finger drohend erhob.

Ha—ast du scho—on lange gewa—artet? fragte der Knabe außer Athem und kaum im Stande ein Wort herauszubringen.

Ha—ast du! — Hör' doch Einer! Nun bist du so gelaufen, daß du noch krank wirst! — Weißt du, Vater erzählte, es war einmal ein Knabe, der lief so rasch, um ein Gehege einem Reisenden zu öffnen, und er sprang so, daß ihm das Herz mitten entzweibrach und er auf der Stelle todt war. Es ist schrecklich gefährlich sagte der Vater, so zu laufen.

Ei—ei, nu—un, das geht schon vorüber, erwiderte der Knabe, aber fühle ein Mal, wie mir das Herz

schlägt — das pocht gehörig! Dabei nahm er Anna's Hand und legte sie auf seine Brust. Es war nicht weit bis dahin, denn er hatte keine Jacke an, und sein Hemde stand offen, so daß der Wind ihm die Haut kühlen konnte.

Der Knabe war fast zehn Jahre alt, ein kleiner munterer Kerl, mit einem Paar Augen, aus denen eben so viel Ernst und Verstand, wie Freundlichkeit und Güte hervorleuchteten.

Nun, jetzt ist es gut — und so schreckliche Eile hat es wohl auch nicht. Die Sonne steht noch hinter dem schwarzen Klint, da ist es noch früh. Weißt du, diese Nacht habe ich zwei Enten gefangen, so daß die Mutter für heute genug hat. Arme Mutter, sie ißt diese Vögel so gerne, obwohl sie ohne Butter hart genug sind und einem den Hals zuschnüren.

Aber hast du deine Aufgabe gelernt?

O ja! Nicht vollständig, aber es wird schon gehn. Weißt du, ich freue mich so über die Enten, und daß Mutter wieder etwas zu kochen hat; — auch habe ich einen Topf Blaubeeren im Kasten zu Hause, so daß ich zu heute nichts zu besorgen brauche.

Aber was hast du selber zu essen mit, in der Schule?

Ich? — Hm, eigentlich nichts; aber auf den Abend da geht es hoch her. Denn zwei Enten — hast du sie

schon ein Mal gebraten gegessen?

Genug geplappert. Anders! — Da, jetzt setze dich hin und laß dich überhören! Was war es doch — ja —

Hier, dieses Stück, siehst du. Hier habe ich ein Ohr gemacht und das Stück mit dem Nagel angestrichen.

Mit dem Nagel? — Wie geht der Musje mit seinem Buche um — hat Er schon ein Mal eine Pfauenfeder bekommen — Er?

Nein!

Nein? — ja, das glaub' ich. — Löschblätter, die sind für Ihn!

Der Knabe lachte und schlug Klein-Anna auf die Hand.

Sage nicht Er, Anna, das klingt so fremd. Löschblätter? — Nein — ich danke! Ich habe blaues Zuckerpapier bekommen; — siehst du, ich bitte immer Mutter Grete um blaues Zuckerpapier.

Ach was, die Schande ist gleich groß! — Pfui, du bist ein kleiner Faulpelz sammt deinem Buche, ja ich glaube fast der dümmste Junge in der ganzen Schule. Da lobe ich mir doch den Sohn vom Schöppen, den Lasse, bei dem geht es immer wie Wasser.

Aber dumm ist er doch wie ein Klotz — erwiderte Anders; doch das thut nichts, ich bin mit dem Zuckerpapier ganz zufrieden. Denn sieh, die Mutter kann es zu Spielchen brauchen. — es ist so steif und

fest, und eine solche Spuldüte hält zehn Mal so lange als eine von Löschpapier.

Hat sie aber auch schon das Zeug zu meines Vaters Rock gewebt? Das Garn — fügte das Mädchen freundlich hinzu — habe ich mit Steinmoos gefärbt; das ist eine schöne Farbe.

Ah nein, die Mutter hat so die Gicht in den Händen und braucht Theerwasser und Salbe aus der Stadt, und ist so steif, daß sie nicht so viel Kraft hat, um das Weberschiffchen zu werfen. Aber sieh, das ist nur jetzt im Frühjahr so; wenn der Sommer kommt und es warm wird, dann geht es auch ihr besser. Bis dahin — — Gott sei Dank, daß sie zu Hause was zu essen hat.

Jetzt hast du aber wirklich genug geschwätzt — unterbrach ihn das Mädchen, höre zu — wie war das doch, das vierte Gebot?

»Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe und du lang lebest in dem Lande das dir der Herr dein Gott geben wird.«

Was befiehlt Gott in dem vierten Gebot?

Daß — daß du sollst — hm!

Ei der Tausend, weißt du das nicht?

Ja gewiß, jetzt weiß ich's — — daß du sollst — — weißt du, Anna, die beiden Enten reichen für die Mutter auf zwei Tage, denn sie hat auch noch ein paar Erbsen, das fällt mir jetzt ein.

War das deine Aufgabe? — Wie wird das in der Schule werden? Anders, ich fürchte, du bekommst das Löschpapier.

Nein, blaues, hübsches, steifes Papier! Aber es ist doch schlimm. Ja, wenn ich nicht wegen der Mutter umherlaufen müßte und Schlingen und Fallen legen und mir deßhalb den Kopf zerbrechen, so würde ich bald so viel wissen wie der Lasse, so dumm er auch ist. Ja er ist wirklich recht dumm! Aber was thut's, er ist reich, und deßhalb sagt auch sein Vater, er soll Pfarrer werden und vielleicht gar Bischof.

Aber — unterbrach ihn das Mädchen — gleich steigt die Sonne über den schwarzen Klint, und wir müssen weiter; aber deine Lection kannst du nicht. Sitz' jetzt still, ich will sie dir beibringen.

Dank, liebe Anna, du kannst Alles so rasch, antwortete der Knabe, setzte sich nieder und faltete die Hände; denn sonst ging es mit dem Lernen nicht.

Anna sprach vor, wiederholte, kurz, trichterte ihm jedes Wort ein, und so gelang es ihr, wie schon oft, dem willigen Anders einen Theil der Lection beizubringen. Aber das schien ihm schon ganz genug, und als sie so weit waren, machten sie sich auf den Weg.

Die beiden Kinder sprangen Hand in Hand durch den Wald, und wenn sie an einen Bach kamen, so trug

Anders seine Schulkameradin hinüber, ohne an die Wasserfrau und deren dienstbare Geister zu denken, obwohl er selber nicht recht wußte, ob er an sie glauben solle oder nicht. Am Morgen, im Sonnenlichte schien ihm ihre Existenz nicht so wahrscheinlich als am Abend, wenn die Bäche rauschten und die überhängenden Bäume ihren tiefen Schlagschatten darüber warfen.

Bald langten sie an, um jedoch sogleich für den, ganzen Tag von einander getrennt zu werden; denn Anders saß gewöhnlich ganz zu unterst, zur Strafe dafür, daß er, wie Mutter Grete sagte, seine Lection auch nicht ein einziges Mal konnte. Alles Bemühen von Seiten Anna's, alle Püffe, die er erhalten, wenn er stecken blieb, hatten zu Nichts geholfen.

* * *

Wir haben die Topographie der Gegend schon so ziemlich kennen gelernt. Wir wissen, daß durch den Wald ein Fluß mit dunkelbraunem Wasser strömt, welcher ganz ruhig und sittsam zwischen den steilen, sandigen Ufern fließt und nur hie und da aufbraus't, wenn sich ihm ein Felsstück hindernd in den Weg stellt, Dem Flusse geht es so wie oft dem Menschen im Leben: je weiter er kommt, desto schwerer werden

die Prüfungen; er bildet Windungen und Buchten, als fürchte er sich den Wald zu verlassen, und da er endlich in das offene Land hinaus muß, stößt er sofort auf — nun was? — nichts Geringeres als den Teich am Schlackenhammer. Da muß der dunkle ernste Strom sich dazu verstehn, Stangeneisen und geschmiedete Nägel zu hämmern. Und wie er auch murrte und schäumte, es fragte Niemand danach, denn die Hämmer und Blasbälge übertönten seine Klagen. Nachdem er aber vorbeigekam und gesehen, daß die vielen Räder, über welche er gekam, ihm nichts geschadet haben, schweigt er wieder bescheiden und fließt fröhlich weiter.

Es war also ein Eisenhammer, einer der vielen heitern und anmuthigen Plätze, daran Schweden so reich ist, im Uebrigen weder ausgezeichnet durch die Centnerzahl des gewonnenen Eisens, noch durch eine im Welthandel besonders renommirte Marke, oder durch auffallend große Anlagen in mechanischer oder sonstiger Hinsicht. Es war ein Eisenhammer mit Acker- und Landwirthschaft, eine Art Fabrik und zugleich eine Oekonomie. Jedenfalls stand er zu jener Zeit in dem unbestrittenen Eigenthum des Brukspatrons Klarin und dessen Ehefrau, einer gebornen Muggendorf.

Gott bewahre — sagte die Patronin, eine kleine, hagere Dame, welche beweglich wie ein *perpetuum mobile* mit dem Ordnen der Wäsche in dem hübschen Zimmer beschäftigt war — (diese Arbeit konnte ihr nämlich Keiner zu Danke machen, wie manche Menschen auch ihr Kopfkissen stets zurechtlegen müssen, bevor sie zur Ruhe gehen, und wäre ihr Bett auch noch so vortrefflich geordnet).

Gott bewahre, du sagtest ja, der Patron sei ohne Galoschen ausgegangen, springe schnell ihm nach mit den Galoschen! — Hm, ausgehn an einem Sommermorgen, da der Thau kaum aufgetrocknet! — Nein, sind auf den Schwertlilien nicht noch einige Tropfen? — Das ist mir eine schöne Geschichte! — Suche den Patron sofort auf, grüße ihn von mir und sage ihm, er möchte die Galoschen unter allen Umständen anzieh'n.

Die Magd sprang hinaus, um ihren seltsamen Auftrag auszurichten, nämlich im Monat Juni, um zehn Uhr Vormittags und in dem schönsten Sonnenscheine die Füße des Patrons mit einem Paar fester und mit Tuch gefütterter Galoschen zu bekleiden.

Hm — ich begreife nicht, was in ihn gefahren; er, der sonst so still ist, in einem Nu, da ich ihm kaum den Rücken gekehrt, war er draußen!

Das Räthsel lös'te sich bald, als der Patron zugleich mit der Magd zurückkam.

Man konnte nicht leicht etwas Weicheres, Milderes sehn, als Patron Klarin, wie er in seinem grüngewürfelten Schlafrock, der ihm bis auf die Füße ging, mit einem schwarzen seidenen Käppchen unter dem grauen Filzhut, in das Zimmer trat, die Galoschen in beiden Händen haltend.

Die Patronin erkannte sofort, daß etwas Entsetzliches passirt sei, und rief:

Klarin, was um des Himmels Willen ist mit dir? Hat dich der Schlag gerührt? — Ja, so ist es! Was sagte ich zu Beate? — Trägst du nicht die Galoschen in den Händen? Ist das recht von dir, der du eine so schwächliche Constitution hast? — Ja wenn ich nicht da wäre, du würdest — —

Die Patronin hätte kein Ende ihrer moralischen Betrachtungen gefunden, wenn der Patron sie nicht mit dem Einen Worte unterbrochen:

Der Affe, Mama!

Der Affe, mein kleiner Job, was ist mit ihm?

Beate trat herein. Sie hatte dem Patron die Galoschen eingehändigt, um eine theurere Last heim zu tragen — den kleinen Job. Dieser sah noch kläglicher aus als der Patron.

Es war ein kleinen graugrüner Kapuzineraffe, ein eben so gutmüthiges als eigensinniges Geschöpf, der Augenstern der Patronin; das einzige Wesen im Hause das einen versöhnenden Einfluß ausübte, da ihre Ehe kinderlos geblieben.

Der kleine Job war ganz durchnäßt, hustete und nies'te erschrecklich und bebte vor Kälte am ganzen Leibe.

Ist er in den Teich gefallen? — Ach du mein Gott! So antworte doch, Klarin! Wer hat Job in den Teich geworfen? — Ja ich weiß schon, Hammarholm's Jungen! Du mußt mir sofort das ganze Hammarholm'sche Pack fortschaffen, ich dulde diese Hammarholms nicht länger, sie sollen meinen armen Job nicht ferner beunruhigen! — Du armes kleines Mätzchen, hier hast du ein Laken und meinen grauen wollenen Shawl, so, wir wollen dich frottiren. Ach, er kann nicht einmal mehr nach mir beißen, das liebe, süße Geschöpfchen! — Nun, waren es nicht die ungezogenen Jungen von Hammarholms?

Nein, Frauchen, nein, bewahre! — Ich trank gerade meinen Millefoliithee, als ich einen fremden Hund sah, der den armen Job verfolgte und ihn nicht hineinkommen ließ. Job sprang in seiner Angst über den Zaun, nach dem Hammer und schließlich auf das Dach des Mühlenhauses. Ich stürzte hinaus, aber kam

zu spät, denn Job war aus Angst vor den Rädern hinab in den Teich gesprungen. Er sprang leider fehl, das arme kleine Wesen!

Ach, ach! — war das Einzige, was die Patronin zu erwidern vermochte. Ihr Gefühl hatte in diesem Augenblicke etwas von dem einer Mutter. Sie wärmte und rieb ihren Liebling, bot ihm warme Milch, Mandeln, Rosinen, Eingemachtes und Backwerk an, was Alles Job sonst so liebte. Jetzt aber blieb er gleichgültig gegen alle diese irdischen Genüsse und, um den Bericht nicht in die Länge zu ziehen, er entschlief nach halbstündigem Todeskampfe in den Armen der Patronin.

Er verlosch wie ein Licht — pflegte sie später hinzuzufügen, wenn sie dieses Ereigniß erzählte; und das geschah jedes Mal, sobald die Rede auf die schweren Prüfungen kam, welche keinem Menschenherzen erspart bleiben.

Die beiden Gatten saßen in tiefe Trauer versenkt da.

Wir werden einen solchen Affen niemals wiedersehen, sagte die Patronin.

Nein, Job war ein liebes Geschöpf und hatte beinahe Menschenverstand, fügte der Patron hinzu.

Und war so treu und so ganz Hingebung, sagte die Patronin.

Und starb in deinen Armen, fügte der Patron hinzu.

Mit einem Worte, solchen Schmerz hatten sie noch niemals erfahren.

Patron Klarin war ein schlichter, vielleicht auch nicht sehr begabter Mann, welcher gerne Zeitungen las, politisirte und den Lehren des Liberalismus anhing. Ihm waren die Lasten der Alleinherrschaft, nämlich für die Beherrschten, leider nicht unbekannt, darum blieb er ein abgesagter Feind jedes absoluten Regiments, ganz besonders aber des Weiberregimentes, dessen Freuden ihm selbst zu Theil geworden. Die Patronin behandelte nämlich den Patron nach den Grundsätzen, welche die absoluten Herrscher befolgen, indem sie in jeder Beziehung für ihn Sorge trug, ihn bemutterte, ihn liebkos'te, aber ihm durchaus einen eigenen Willen versagte. Wehe ihm, wenn es ihm in den Sinn kam, zu versuchen, ob er nicht selber über sein Geschick bestimmen könne. Wenn es vierundzwanzig Grade heiß war und der Patronin der Gedanke kam, er könnte sich erkälten, so mußte er im zugeknöpften Ueberrocke schwitzen. Saure Milch, wie sehr er sie liebte, gestattete sie ihm niemals, denn man kann davon das kalte Fieber bekommen. Mit einem Worte, die Patronin liebte ihren Mann, aber sie regierte absolut, und das Scepter der Liebe in ihrer Hand hatte ein Gewicht, das wohl auch zu zerschmettern vermochte. Darum war denn

der Patron immer ein großer Freund der Freiheit, sobald er sein Haus verließ und mit dem Pfarrer disputirte, welcher umgekehrt auf Seiten seiner Alten nicht den leisesten Widerspruch duldete, den Absolutismus für die beste Regierungsform ansah und, wie wir schon gesehen haben, von der Aufklärung des Volkes nichts hielt.

Seit das große Unglück mit Job passirt war, durfte der Patron nicht mehr ausgehn. Er saß wie auf einem Spielberg, ein Staatsgefangener in seinem eigenen Hause. Denn in Folge von Job's Bade hatte er selber einen hartnäckigen Schnupfen bekommen, der es ihm unmöglich machte, das Zimmer zu verlassen, oder gar auszufahren, ohne zu niesen. Die liebe Sonne durfte nicht den armen Patron bescheinen, der mit stillem Murren sich darein finden mußte, zu Hause zu bleiben und Brustthee zu trinken. Man wird es ihm nicht verdenken, daß er anfing ein Diplomat zu werden und darauf zu sinnen, ob nicht irgend etwas die Aufmerksamkeit der Patronin von seiner Nase ablenken könnte. Er räsönnirte ungefähr so:

So lange Mama eine Spielpuppe an dem Job hatte, durfte ich doch noch einigermaßen meinen Willen haben. Kinder haben wir leider nicht, ich muß ihr einen neuen Affen besorgen.

Der Patron schrieb deßhalb an einen Geschäftsfreund in Göteborg, er möchte ihm einen Affen schicken, Es dauerte auch nicht lange, so erhielt er die Nachricht, daß ein prächtiger Affe mit der nächsten Gelegenheit eintreffen werde.

Er hat — lautete der Brief — dem seligen Seecapitän Murvell zugehört und ist durch dessen Tod herrenlos geworden. Wie Murvell's Bedienter versichert, besitzt er eine große Lebendigkeit und hat den seligen Capitän durch seine »putslustigen Einfälle« sehr unterhalten.

Gut! — sagte der Patron zu sich selber, das ist offenbar ein stilles, friedliches Geschöpf, so daß Mama ihre Freude an ihm haben, mich aber in Ruhe lassen wird. Vielleicht kann ich doch noch einigermaßen meinen eigenen Willen haben.

Der Mensch, fuhr der Patron fort, indem er mit dem rechten Zeigefinger auf den linken schlug, der Mensch ist, schon nach der Heiligen Schrift, als ein freies Wesen geboren, mit dem Gefühle für Freiheit in seiner Brust und mit dem tiefinnerlichsten Bedürfniß, frei zu leben und zu sterben.

Ach wenn man nur jemals zur rechten Freiheit gelangte! So lange meine selige Mutter lebte, war sie hier im Hause Königin. Mein Vater hatte nichts zu sagen. Wie hätte da ich — ! — Hm — und so suchte

sie mir eine Frau aus, und darum wurde es nicht anders, als sie starb. — Nein, rief er und nies'te dazu, frei muß jedes lebende Wesen sein — frei — und der Affe soll mich — — Sein heftiges Niesen ließ ihn nicht zum Schlusse kommen.

Da hast du's! rief die Patronin, indem sie in das Zimmer trat, deine Erkältung ist schlimmer geworden. Sagte ich es nicht gestern, als du am Fenster standest ohne Käppchen? — Lieber Gott, wenn man so schwächlich ist wie du, muß man den Rath vernünftiger Leute befolgen. Diesen Abend Fußbad und Fliederthee.

Der Patron hatte nichts dagegen einzuwenden.

Einige Tage später kam der Affe an. Das niedliche Thierchen erinnerte an Job, hatte ein freundliches Gesicht, schnalzte mit der Zunge, liebkos'te den Patron und bewies sich in jeder Weise so wohlerzogen, daß der Patron ihn frei umherlaufen ließ, wie es mit dem kleinen Job der Fall gewesen war.

Der selige Capitän Murvell hat ihn in der That vortrefflich erzogen. — Mama, komm herein — ich habe etwas für dich, liebes Kind!

Die Patronin trat in ihrer majestätischen Haube ein und blickte ihren Herrn und Gatten fragend an.

Siehst du — hapschi! — Ha—ha—ha — da ist ein neuer Job für dich.

Ach was für ein reizendes Thierchen! rief die Patronin und näherte sich dem Affen, der gerade auf einem Schranke hockte. Aber der neue Job wies ihr die Zähne, und als sie trotzdem näher an ihn heranging, sprang er auf ihre Schultern und verursachte in wenigen Secunden eine wahre Revolution in ihrer Coeffure. Haube, falsche Locken, Kamm und Haarnadeln flogen nur so umher. Dabei blickte er, als erwarte er ein Wort des Beifalls und Lobes, dann und wann nach dem Patron, der seinerseits vor Angst und Schrecken weder zu sprechen noch zu niesen vermochte.

Hülfe, Hülfe, er mordet mich! — Hülfe — er bringt mich um! — rief die Patronin ein über das, andere Mal und schlug mit ihren Armen wie eine Windmühle um sich; außer Stande, sich von ihrem Widersacher zu befreien. Endlich kam Beate mit noch anderen Leuten und erretteten die Patronin von Job dem Zweiten. Nun erst erkannte man, daß der Affe ein Weiberfeind sei; denn er fletschte jedes Mal die Zähne, wenn er eines Frauenzimmers ansichtig wurde. Rasch wurde er in einen Käfig gesetzt. Der Patron aber mußte sich seiner Quarantäne und Cur weiter unterziehen.

Alles im Leben bildet eine einzige zusammenhängende Kette, deßhalb wollen wir noch einmal vom Schicksal reden. Der Charakter Job's des

Zweiten ist an sich nichts so Gleichgültiges, als man glauben möchte, und wie jeder Charakter, der eines Affen wie eines Menschen, seinen Ursprung und Grund, seine Wurzel gleichsam und eine historische Entwicklung aufzuweisen hat, so war es auch bei diesem Job der Fall. Nichts weniger als ein Abenteuer, eine unglückliche Liebe des Capitän Murvell hatte den Affen zu einem Weiberfeinde gemacht.

Jonas Murvell war nämlich im Jahre 1810 Steuermann auf der Brigg »Meta Lisa von Trelleborg« — nebenbei gesagt, so getauft nach der einzigen Tochter des Kaufmanns Tom Cattings und Comp. daselbst, einem großen, bleichsüchtigen Frauenzimmer, jetzt schon todt und begraben — und fuhr auf dem mittelländischen Meere. Dort, nämlich irgendwo am Lande, verliebte er sich in ein hübsches Mädchen, deren Mutter nicht dulden wollte, daß sie einem schwedischen Ketzer ihre Hand reiche. Sie wußte denn auch ihre Tochter zu überreden, sich schleunigst in einen schwarzhaarigen Italiener zu verlieben. Aber Murvell ließ sich nicht abweisen. Da lehrten sie einen Affen, den sie im Hause hielten, auf Murvell losgehen; dieser, außer Stande sich zu vertheidigen, erhielt einen Biß in die Backe, wovon ihm die Narbe das ganze Leben lang blieb, und eine Wunde im Herzen, welche niemals heilte. Denn die

Schöne hatte bei seinem Unfall laut gelacht und, da er den Affen todt zu schlagen Miene machte, ihn durch ihren Bräutigam, den neuen nämlich, und andere Leute hinauswerfen lassen. Wie gesagt, die Wunde in der Backe heilte, aber nicht die tiefe Herzenswunde. Da schwur er, niemals wieder ein Weib zu lieben, diese Falschen, die mit den heiligsten Gefühlen Spott treiben und ihn durch einen Affen aus dem Paradiese gejagt hatten. Allmählich linderte sich sein Schmerz, Capitän Marvell blieb eine gute, brave Seele und aß, trank und schlief, als wäre er niemals in seinem Leben verliebt gewesen. Aber um doch auf seine alten Tage eine Unterhaltung zu haben, schaffte er sich einen Affen an und lehrte ihn jedes Frauenzimmer, dessen er ansichtig wurde, anzufallen, besonders aber Haare zu zerzausen, Hauben zu zerreißen und Ohrfeigen auszutheilen. Da lachte denn der Selige, daß er sich den Bauch halten mußte und die Thränen ihm über die Backen liefen. Nach Beendigung der Execution aber rief er den Affen zu sich, liebkos'te ihn und gab ihm Kuchen zu essen. In Folge dieses Erziehungssystems hatte Job der Zweite, in der Absicht seinem neuen Herrn gefällig zu sein, die Patronin so behandelt, wie er das schöne und allerdings auch schwächere Geschlecht zu behandeln gewohnt war, und die übliche Belohnung für seine gute That erwartet. Statt

dessen erhielt er Schläge und wurde eingesperrt. Dem Patron ging es aber seitdem doppelt schlecht. Denn die Patronin vermochte den Unfall nicht zu verschmerzen, und obwohl sie einsah, daß der Patron daran gänzlich unschuldig, so ließ sie ihn doch die bekannten Folgen ihrer schlechten Laune nur zu sehr fühlen. Allerdings nahm dieselbe keine anderen Formen an, als daß sie ununterbrochen den Gesundheitszustand des Patrons überwachte. Es war auf ihrer Seite eine Art egoistischer Liebe; zwar immer noch Liebe, doch hatte der stille Mann nicht wenig unter ihrer Last zu leiden.

Bei alledem besaß die Patronin ein gutes Herz, und es fiel ihr nicht ein, ihren Alten absichtlich zu quälen; sie hielt sogar große Stücke auf ihn, erachtete ihn aber ganz besonders nothwendig für ihr eigenes Glück und Wohlbefinden. Dieses ewige Einwickeln und Sorgen um ihres Mannes Gesundheit war allerdings nichts als eine Uebertreibung; aber sie hatte es mit ihren Vorsichtsmaßregeln, ihren wollenen Strümpfen, Halswärmern und Flanellhemden, welche sie ihm aufgedrungen, endlich dahin gebracht, daß der Patron es kaum vertrug, wenn ein sommerlicher Windhauch seinen Ueberzieher traf (denn ohne einen solchen durfte er nun schon niemals unter den freien Himmel treten), und dieses vermehrte natürlich sowohl die

Aufmerksamkeit der Patronin, als auch die Zahl der Vorsichtsmaßregeln und der Ueberröcke.

Zwar hatte der Patron, wie wir wissen, eigentlich niemals erfahren was ein eigener Wille sei, trotzdem fühlte er sich, gedrückt und mißmuthig. Dabei übersah er nicht, daß seine Frau es gut mit ihm meinte, und es gab Momente, wo er sie trotz all des Zwanges, dem sie ihn unterwarf, aufrichtig liebte. Aber es gab auch wieder Zeiten, da er ungehalten einen Ableiter für ihre »allzu aufopfernde« Liebe herbeiwünschte. In einer solchen Stimmung war es, daß er auf den unglücklichen Affen gekommen. Daß er seitdem noch strenger wenn das überhaupt möglich — überwacht wurde und täglich lange Citate zu hören bekam, aus Westerdahl's »Gesundheitslehre« oder aus der »Kunst sein Leben zu verlängern« von Hufeland, aus Tissot, Bock und Andern, ist begreiflich, wenn man hört, daß die Patronin Bücher medicinischen Inhalts fleißig studirte und selber den Kranken in der Umgegend allerlei Medicamente verschrieb. Der Patron war naturgemäß ihr nächstliegendes »Versuchsfeld«. Dafür erinnerte sein kränkliches und mageres Aussehn, wenn der Vergleich erlaubt ist, auch in etwas an das »Inventarium« einer landwirthschaftlichen Akademie.

Das Klarin'sche Ehepaar war demnach ein, was man nennt, glückliches Paar und weit bekannt wegen der

Liebe, die zwischen ihnen herrschte. Und das Publikum hatte Recht. Denn es giebt in der That schwerere Leiden als zu sehr geliebt zu werden, und schwerere Prüfungen als Camillenthee und Fußbäder.

* * *

Wir lassen mittlerweile unsere Bewohner vom Schlackenhammer glücklich sein oder unglücklich, je nachdem, und wenden uns wieder den Kindern zu, bei denen wir Freiheit und Freude antreffen, dagegen keine wollenen Tücher, keine Moralpredigten und keine Sorgen. Denn sie spielen gerade auf einer grünen Wiese.

Es war nämlich der Margaretentag, oder der zwanzigste Juli. Alles stand in der herrlichsten Pracht. Die Schmetterlinge flatterten umher, als nähmen sie an den Spielen der Kinder Theil, und die Blumen beugten sich gern unter den leichten Tritten der springenden Jugend. Die Wiese außerhalb Stordalsborg zeigte noch jetzt die Spuren davon, daß sie einst als Acker gedient hatte, denn es wuchs dort zahlloser weißer und rother Klee, aus dessen Blüten die Bienen und die Kinder Honig sogen. Ringsum aber erstreckte sich ein prächtiger Laubwald.

Klein-Anna war heute mit der Sonne zugleich aufgestanden und mit einem ganzen Arm voll Blumenkränzen erschienen. Mutter Grete schlief noch; auch die Sonne schien noch nicht durch die Ranken des Gaisblatts und das kleine Fenster in der Giebelwand. Als sie aber höher stieg und die versammelten Kinder merkten, daß Mutter Grete drinnen sich zu rühren anfange, stimmten sie einen Gesang an, ein altes Lied, das man bei solchen Gelegenheiten zu singen pflegte. Man konnte den Gesang nicht gerade vorzüglich nennen, aber Anna's klare Stimme klang deutlich durch alle die übrigen hindurch; auch Mutter Grete verstand recht gut, aus welchen Herzen es kam, und trat unter sie. Da knixten und verbeugten sich die Kinder alle und riefen, gerade so wie das Gaisblatt:

Grüß' Gott! und Gottes Segen mit Euch, Mutter Grete!

Ei, habt ihr schon auf mich gewartet? — sagte jedes Mal die Alte lächelnd, Wie herrlich habt ihr die Thüre geschmückt! — Was für Kränze und Blumen! — Wie schön das aussieht!

Ach, die Mutter Grete sagt, es sehe schön aus, flüsterten die Kinder unter einander und umringten sie. Ich möchte gern — nahm endlich Klein-Anna das Wort — Euch, Mutter Grete, ein paar Lilien und

Moosrosen geben, die sind vom Schlackenhammer — und mit diesen Worten reichte sie ihr einen Blumenstrauß. Auch läßt der Großvater sagen, Ihr möchtet dieses annehmen fuhr sie fort und zog unter ihrer Schürze ein Paar Holzschuhe hervor. Die waren ein Meisterstück des alten Flink, mit einem kupfernen Ringe beschlagen und so sauber geschnitzt, daß sie wie ein Paar Ballschuhe aussahen. Der alte Flink hatte sich dieses Mal sehen lassen wollen, vielleicht mit Rücksicht auf das Mädchen; kurz, er hatte für Mutter Grete die Holzschuhe gearbeitet.

Großvater meinte auch — nahm Anna wieder das Wort, während Grete das Geschenk betrachtete — die seien gut für den Winter, wenn der Fußboden kalt ist und der Frost eindringt. Da möchtest du eine Hand voll Stroh hineinstopfen — sagte er — dann hielten sie warm wie ein Ofen — sagte er.

Dank, ihr lieben Kinder, Dank, Anna! — Das sind schrecklich kostbare und seltene Schuhe. Ich weiß wirklich nicht, weshalb Großvater Flink an mich gedacht hat!

Anna wollte eben antworten, doch war nun die Reihe an den andern Kindern. An diesem Tage brachte ein jedes nach altem Brauche der geliebten Lehrerin ein Geschenk, eine Art Opfergabe. Unter den andern erschien auch Anders. Die Augen des gutherzigen

Jungen funkelten, als er in einem Weidenkörbchen ein paar Barsche präsentirte, sehr klein, das ist wahr, so klein, daß sie auf einem Fischmarkte polizeilich würden confiscirt worden sein; aber er hatte sie selbst geangelt, selbst aus dem tiefen See geholt, in welchem die Wasserfrau wohnte. Am Abend vorher hatte er bis tief in die Nacht hinein dort gesessen.

Nachdem auch ihm Dank zu Theil geworden, setzten die Kinder ihre Bescherung fort. Einer verehrte ein Paar Strümpfe, ein anderer eine Schürze. Der kleine Bischof in spe übertraf sie aber alle insgesamt, denn er brachte ein Gebinde Wolle und ein Pfund Butter von der Frau Schöppin.

Nach dieser Ceremonie erhielten die Kinder Erlaubniß, ein paar Stunden umherzulaufen und zu spielen. Kaum war dieses Wort ausgesprochen, so eilten sie auf die Wiese, erhoben ein lautes Geschrei und lärmten und jubelten ohne Ende. Denn Mutter Grete hatte so zufrieden ausgesehn, und das machte sie Alle so glücklich. Nur darüber waren sie nicht ganz einig, ob ihre Mienen mehr Freude verrathen hätten bei den Strümpfen oder den Holzschuhen, bei den Handschuhen oder den Barschen. Aber des reichen Schöppen Lasse ging, die Hände in den Taschen, seiner Sache gewiß umher, denn seine Mutter hatte ihm gesagt, ein Gebind Wolle koste zehn und ein

Pfund Butter sechs Groschen. Darum stand es bei ihm fest, Mutter Grete erachte seine Gabe für die allerkostbarste.

Das war nun allerdings nicht der Fall. Denn Mutter Grete betrachtete am längsten die kleinen Geschenke, welche sie von Anna erhalten hatte, und meinte:

Die Holzschuhe habe ich eigentlich nicht von dem alten Flink. Anna hörte, daß ich vergangenen Winter über Kälte an den Füßen klagte, und da hat sie dem Alten keine Ruhe gelassen. Und dann die schönen Blumen, die Lilien und Rosen, besäße ich das kleinste Fleckchen Erde, so würde ich auch solche ziehen! Gott segne das Kind! — Wie lange wird ihr armer Vater noch leben? Er steht am Rande des Grabes. Wer soll ihrer warten und sie leiten? — Niemand außer mir. Und was vermag ich? — Ach, es ist doch recht traurig, arm zu sein! —

Als das Spiel der Kinder zu Ende war und sie wieder in der kleinen Stube saßen, als Anna wie gewöhnlich ihre Aufgabe hersagte und Mutter Grete anlachte und so klug sich der andern Kinder annahm, mußte Mutter Grete, gerade so wie der kleine verwachsene Uhrmacher, denken: Was soll aus diesem Kinde werden? —

Etwa acht Tage später saß Mutter Grete aus Stordal in der Küche des Schlackenhammers und wurde, wie

die Patronin es befohlen, mit einem Topfe Kaffee tractirt. Die Patronin war nämlich keinesweges geizig, obwohl sparsam, weßhalb sie auch darauf hielt, daß die Leute nicht, wie sie sich auszudrücken beliebte, »den lieben Gott die Zeit wegstahlen«. Sie hielt große Stücke auf Mutter Grete und unterhielt sich gern mit ihr über Alles, was in der Umgegend passirt oder auch nicht passirt war. In jener Zeit hatten die politischen Neuigkeiten noch nicht alle übrigen verdrängt, damals nahm das Tagesgespräch noch den ehrwürdigen Platz ein, welchen nunmehr die Publicistik behauptet.

Die Kinder kamen also mit Geschenken — äußerte die Patronin; ein Gebind Wolle und ein Pfund Butter — das ist anständig von der Schöppin. — Nun, und was bekamt Ihr mehr?

Ja, Anders gab mir ein Gericht Fische. Gewiß meinte er es gut, aber lieber Gott, er lies't deßhalb um nichts besser; das ist recht traurig; er hat keine Lust zum Lernen, obwohl er gar nicht so dumm ist. Da ist der Lasse viel weniger begabt, aber er ist fleißig wie ein Maulwurf und lernt in Einem fort, obwohl es mit ihm durchaus nicht vorwärts will.

So so! — Ja, sie haben es da oben im Myrkär recht arm. Gott weiß, wovon sie leben — bemerkte die Patronin; aber das ist wahr, sie werden einen nicht um das Geringste anbetteln.

Das macht der Anders. Ohne ihn wäre seine Mutter schon verhungert. Das ist eine rechte Lust zu sehen, wie das Kind Sprock und Reisig aus dem Walde nach Hause schleppt, wie er im Herbst die Fugen und Sprünge der Hütte verstopft und verstreicht, so klein er ist; er angelt Fische, stellt Fallen und Schlingen und sorgt für jedes Bedürfniß. Allerdings bekommt er dann und wann etwas von Frau Bertil in Framsberga; aber daran rührt er nicht, das bringt er nach Hause für seine Mutter. Und sind es ein paar Pfennige, so legt er sie in die Sparbüchse, Alles für seine Mutter. Gott weiß, wie er sie liebt.

Nun, bekamt Ihr noch Etwas?

Allerdings, von der kleinen Anna in der Holzschuhhütte ein Paar neue Holzschuhe, die der alte Flink gemacht hat, mit Kupferringen und Allem.

Anna? — Ja so, ich habe sie seit vielen Jahren nicht gesehn. Ihre Mutter kam einmal her und hatte das Kind mit, ein hübsches Kind, mit großen blauen Augen, so viel ich mich erinnere.

Ja, die hat sie noch, ein gutes, artiges Kind, und so aufgeweckt — und eine Stimme hat sie, daß sie mit dem Küster um die Wette singen könnte, wenn es sein müßte. Ach du mein Gott, es wird nicht lange dauern, dann weiß sie so viel wie ich selber.

Die Patronin hatte kaum zugehört. Sie schien in tiefe Gedanken versunken und erwachte jetzt wie aus einem Traume.

Also sie ist so aufgeweckt! — Wie alt ist sie jetzt?

Acht und ein halbes Jahr, etwas darüber; ein liebes, gutes Kind. Aber wenn ihr Vater, der kleine Bucklige, stirbt, was soll dann aus ihr werden?

Gott wird schon helfen — erwiderte die Patronin, Gott wird schon helfen, Mutter Grete.

* * *

Es war an einem Herbstabend; die Kinder hatten ihre Spiele beendet, der schwarze Klint, ein kahler, nur mit einem gräulich-weißen Moose spärlich bekleideter Felsen blickte über den Kiefernwald, vor welchem sich die Wiese wie eine grüne Matte ausstreckte, und erglühte von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Vom Walde her hörte man Glocken klingen, denn das Vieh wurde nach Hause getrieben. Der Wind wehte warm und mild über die Gräser, bewegte die hängenden Zweige der Birken und verlor sich weiter im Schweigen des Waldes.

Das Spiel war zu Ende, die Kinder hatten sich auf den Heimweg begeben.

Im Stordal war es recht still geworden. Mutter Grete saß allein in ihrer Hütte, aus deren zerbröckelndem Schornstein der hellblaue Rauch in die Abendluft aufstieg. Nun seien alle Kinder zu Hause, meinte sie. Aber es saßen auf dem Grasplane hinter einem Busche noch ein Knabe und ein Mädchen, er bitterlich weinend, während sie freundlich lächelnd ihn zu trösten suchte und dann und wann mit ihrer Schürze die Thränen von seinen Wangen trocknete.

Ei was, Anders, ein Junge muß nicht weinen! Siehst du, ich weine niemals. — Sieh her, Anders, setzte sie hinzu und richtete seinen Kopf auf, sieh mich an! Und dabei blickte sie ihm so herzlich und tröstend in die Augen, daß er die Arme um ihren Hals schlang und ausrief:

Anna, liebe Anna, ah wenn ich doch so glücklich wäre wie du! Dabei brach er wieder in Thränen aus und schluchzte so heftig, daß das Mädchen ihm wieder die Backen trocknen mußte.

Glücklich, ja — gewiß bin ich glücklich. Mein Vater fühlt sich wieder frisch und gesund wie früher, und wir haben, Gottlob, Alles, was wir brauchen, so wenig das auch ist. Aber morgen soll ich in den Hammer gehn, und mein Vater kommt mit, und da giebt es zu essen! — Aber du kannst auch ein

ordentlicher Mensch werden, wenn du nur tüchtig lernst und recht fleißig bist.

Der Knabe hörte plötzlich auf zu weinen, legte seine beiden Hände auf ihre Schultern und blickte sie ernst an.

Lernen? — Ja, das läßt sich leicht sagen! — Weißt du, ich möchte schon lernen. Aber ich habe für meine Mutter zu sorgen und das kostet Zeit.

Ja, das ist mir nichts Neues, du hast keine Zeit, armer Anders — erwiderte das Mädchen etwas verlegen, daß sie ihrem Freunde Unrecht gethan; aber etwas besser könnte es doch gehn — fügte sie hinzu, schon um das letzte Wort zu haben.

Aber was soll ich jetzt thun? — Schon drei Tage ohne Nahrung! — Nein, nein, sie stirbt vor Hunger, und doch giebt sie nicht zu, daß ich die Leute für sie um eine Gabe bitte.

Ah du mein Gott, du sollst etwas von uns bekommen, erwiderte das Mädchen; doch — nein — das geht nicht an. Das Meiste hat der Großvater für seine Holzschuhe eingetauscht, da können wir nichts davon verschenken. — Ach, Anders, ich weiß keinen Rath!

Ja, das weiß ich. Seit die Frau Bertil in Framberga todt — sie starb vor einem Monat — habe ich Niemand, den ich um etwas bitten könnte. Mit der

Frau Bertil war das etwas Anderes, die hatte bei meiner Mutter Gevatter gestanden. Ah mein Gott, jetzt liegt sie zu Hause, hat nichts als Wasser und wird von Tage zu Tage schwächer. Vielleicht stirbt sie vor Hunger, ehe ich wieder zu ihr komme und ihr das Stückchen Brod bringe, das du mir immer von dem deinen gibst!

Schäme dich so zu sprechen! fiel das Mädchen ein, du mußt Gott vertrauen, er giebt dir, wenn du es am wenigsten erwartest. Er kann dir helfen, ja, das kann er, und nur er. Du darfst nicht betteln, da deine Mutter es dir verboten hat; und ist es bis heute nicht immer gut gegangen? Blick auf! Sieh mich an! —

Wenn Anna ihren kleinen Schulkameraden aufforderte, sie anzusehn, so geschah dieses allerdings nicht ohne Rücksicht auf ihre blauen Augen, von denen sie überzeugt war, daß er aus ihrer lichten Tiefe ebenso Trost und Ruhe holen werde, wie der Fischer die kostbarste Perle aus der Tiefe des blauen Meeres.

In der That wurde er ruhiger und sagte:

Aber was soll ich thun? — Es kommen keine Vögel mehr in die Schlingen; kein Eichhörnchen läßt sich fangen, obwohl ich sie mit Nüssen locke. Die sind dieses Jahr auch nicht gerathen, und die Kartoffeln haben wir schon vom Felde aufgeessen. Nichts im

Walde, im Wasser oder in der Luft, was ich bekommen könnte, und meine Mutter verhungert!

Bekommst du denn keine Fische?

Nein! — Natürlich — wer sie recht nöthig hat, bei dem beißen sie nicht an. Schon als ich für Mutter Grete angelte, wollte keiner anbeißen. Auch wage ich nicht bis an den See zu gehen, denn der Alte — sagen sie — duldet nicht, daß man in seinem See fischt.

Der alte Ola? — Ja das ist ein finsterer Mensch, und böse genug sieht er aus mit seinen blutrothen Augen und den struppigen Augenbrauen, die wie langes Bartmoos auf einem Strohdache — ja wahrhaftig, wie solche Bärte, ihm über die Augen hängen.

Ja, das hilft nichts, die Fische können nicht den Eisenhammer vorbei, sagte Mutter Bertil. Früher war das anders, da gingen die Lachse bis weit hinauf. Aber das war noch in ihrer Jugend, bevor der Hammer angelegt war. Es soll allerdings wider Gesetz und Recht sein, einen öffentlichen Strom, eine solche »Königsader« zu sperren — sagt Lill Pelle in Storvik, der die Gerichtsherrn führt und sich aufs Recht versteht.

Ich meine, du gehst zu dem See hin. Schlimmeres kann doch nicht geschehn, als daß der Ola aus seiner Hütte kommt und dich fortjagt.

Freilich, das wäre nicht so schrecklich. Aber, weißt du, er wacht wie ein Drache auf seinem Schatze und ist da, bevor ich noch die Angel auswerfe.

Thut nichts, gehe nur diesen Abend dorthin und versuche dein Glück. Gewiß liegt dann der Alte und schläft, die Fische sind aber eben so gut für dich wie für ihn da. Auch hat er kein größeres Recht auf den See wie alle Leute, so sagte der Großvater noch vorgestern.

Mein Glück versuchen? — rief der Knabe aus und schüttelte mit dem Kopfe, ach, das ist es ja eben, ich habe kein Glück!

Das werden wir sogleich sehn! erwiderte das Mädchen; so, jetzt die Augen aufgemacht und gesucht! — Findest du einen Vierklee, so hast du Glück! Komm, wir wollen suchen!

Sofort sprang Anna auf und suchte. Das Beispiel wirkte — Anders fing gleichfalls im Grase zu suchen an. — lauter Dreiklee! Nein, Anna, es lohnt nicht! — rief er.

Wer sucht, der findet! lautete die Antwort; und sie suchten weiter.

Da riefen Beide fast in Einem Augenblick aus: Sieh her, ich habe einen — und liefen auf einander zu.

In der That hatte Jedes einen Vierklee gefunden. Der Knabe sah sehr glücklich aus. Diese vier Blätter,

welche auf dem Stengel in seiner Hand schwankten, erfüllten ihn mit einer wundersamen Ruhe. Kaum traute er seinen Augen, da auch Anna mit triumphirender Miene ihren Vierklee in die Höhe hob und sagte: Siehst du nun, daß wir Glückskinder sind? — jetzt geh nur gleich zum See und angle in Gottes Namen, so bekommst du Fische; aber denke an Gott und nicht an die Wasserfrau, dann ist nichts zu fürchten.

Mit diesen Worten sprang Anna auf dem kleinen Steige dem Walde zu, und Anders folgte ihr. Die Dämmerung hatte schon begonnen, und im Walde war es vollkommen dunkel; aber sie eilten trotzdem rasch weiter bis zum Scheidewege. Hier schöpfte das Mädchen einen Augenblick Athem und sagte:

Ich muß sehen, ob du wirklich angeln gehst, damit deine Mutter morgen etwas zu essen hat.

Meinetwegen, und da ich den Vierklee gefunden — Auch mir zu Liebe, Anders! — Gute Nacht!

Der Mond beschien schon die Myrkärshütte, die paar Scheiben des kleinen Fensters und die weißen Brettchen, welche die Stelle der fehlenden einnahmen. Anders ging hinein, begrüßte seine Mutter und sagte:

Denkt Euch, Mutter, ich habe einen Vierklee gefunden. Er wollte ihr gerne etwas Tröstliches sagen

und wußte nichts Besseres. Anders' Mutter seufzte leise und erwiderte nichts als:

Gott gebe dir Glück, mein liebes Kind.

Ich will heute Abend angeln gehen, vielleicht beißen sie jetzt besser an; auch sagte Anna, es sei nicht verboten, im See zu angeln, denn die Fische darin gehörten Jedermann und nicht bloß dem alten Ola — sagte sie.

Ah, du wirst keine bekommen, mein Kind, doch gehe, wenn du willst. — Der Knabe nahm seine Angel aus der Vorstube, schloß die Thüre und begab sich auf den Weg.

Man konnte nicht leicht etwas Düstreres finden, als den kleinen Waldsee, zu welchem jetzt Anders im Mondscheine ging. Der dunkle Wald, der ihn umgiebt, senkt sich tief hinab bis zu dem Wasserspiegel, in welchen die seltsam geformten Wurzeln tauchen, während die Kronen der Bäume ihn beschatten. An einer Stelle, die einigen Raum gewährte, stand eine kleine Hütte, ungefähr in demselben Stil wie die Myrkärshütte.

Man kann aus einem Gebäude ebenso auf den Charakter seines Erbauers wie seines Bewohners schließen. Ein großes Haus mit vielen Zimmern, welches das ganze Jahr leer steht, gehört gewöhnlich Leuten, die entweder höher hinaus wollen, als die

Schwingen tragen, oder es sich im Alter bequem machen wollen, indessen niemals alt genug werden, um sich, dafür zu halten und sich ihres Besitzes zu erfreuen. Ein Haus mit so vielen Räumen, als die Familie gerade braucht, um bequem zu leben, verräth Ordnungssinn und Vertrauen auf das Walten der Vorsehung. Ein kleiner viereckiger Raum aber mit einer Thüre ohne Schloß und Riegel, bloß mit einer hölzernen Klinke, einigen kleinen Scheiben statt der Fenster, einem Kamin, einem Schrank, einer Bank, einem Spinnrocken, daneben ein Gesangbuch und eine irdene Schüssel auf dem Brett, alles indessen weiß gescheuert und sauber — in einer solchen Hütte, wie beispielsweise die Myrkärshütte, die Wohnstatt der Armuth und der Zufriedenheit, so enge, so ungeschützt und doch so heimlich mit ihrer niedrigen Decke, da weilen weder bleiche Furcht, große Ansprüche, noch Hochmuth, da vergeht ein Tag wie der andere; denn die Hoffnung geht an ihr vorüber, aber auch die quälende Erinnerung.

In einer solchen Hütte wohnte der Fischer Ola, der mit Keinem umging, Keinen brauchte und Etwas Abstoßendes und Mürrisches hatte. Eigentlich wußte Niemand von ihm etwas Böses zu erzählen, ein Jeder nahm aber an, daß er ein schlechter Mensch sei. Denn er sprach fast mit Niemand, war überdies verdrießlich

und aß seine Fische selber auf, wenn man ihm den geforderten Preis nicht bewilligen wollte. Ueberdies war er schon darum seinen Nachbarn beschwerlich, weil diese gerne aus dem Gemeindewalde ihr Holz holten. Ola aber nicht selten gegen sie Zeugniß ablegte. Denn der Alte war draußen früh und spät, fischte in allen Waldtümpeln und traf die Herrschaften immer gerade dann an, wenn sie bei voller Arbeit waren. Man hatte ihm gedroht, Geld geboten, es half aber nichts. Der alte Ola besaß die Stärke eines Bären und führte überdies stets einen gewaltigen Knüttel mit sich, so daß es seine bedenkliche Seite gehabt hätte, ihn anzugreifen. Auch verschmähte er hartnäckig, was man ihm etwa anbot, um sein Schweigen zu erkaufen; ja er trieb, wenn er als Zeuge vor Gericht stand, die Rücksichtslosigkeit so weit, daß er selbst diese Versuche zu den Ohren des Richters brachte. Ola blieb auch dem Scherze unzugänglich; solche Menschen werden aber immer mißtrauisch angesehen. Im Uebrigen kümmerte er sich nichts um die ganze Welt, lebte einsam, unverheirathet und hatte endlich seinen Hof, mit Ausschluß der kleinen Hütte am See, veräußert. Obwohl keines Menschen Freund, war er doch auch nicht gerade eines Menschen Feind, schien sich um Keinen zu kümmern, wenn man nur ihn in Ruhe ließ, bat um keinen Rath und gab keinen. Den

Kindern erschien er als ein leibhaftiges Schreckgespenst und nicht ohne Grund. Denn ein paar grimmigere Augen, als die beiden tiefen blutrothen Höhlen, aus welchen er die Welt betrachtete, konnte man sich schwerlich vorstellen. Da hiezu noch seine struppigen Augenbrauen kamen und seine finsternen Züge, konnte es nicht Wunder nehmen, wenn die Kinder sich vor dem seltsamen Manne fürchteten, der überall und nirgends, von der ganzen Welt geschieden, in dem schweigsamen Walde lebte, neben dem dunklen See, worin die Wasserfrau mit ihren Trollen im Herbstnebel tanzte und mit den Goldfischen in der unergründlichen Tiefe spielte. Denn »unergründlich« war er natürlich, da man mit der »längsten Stange« nicht den Boden zu erreichen vermochte.

Anders fühlte sich daher nicht ganz behaglich, als er an dem Septemberabende um eilf Uhr, seine Angel auf der Schulter und die Schachtel mit Würmern auf der Brust, durch den Wald wanderte und nur das Geschrei des Uhu's vernahm, welcher in der Ferne zwischen Felsstücken und Trümmern tanzte, oder in der Dunkelheit einen entrindeten Baum erblickte, der seine Geisterarme gegen den Himmel streckte. Der helle Mond ließ die einzelnen Gegenstände in dem dunklen Walde nur nach unbestimmter und unheimlicher erscheinen, indem er bald einen

spukhaften Baumstubben, bald ein wunderliches Felsbild mit seinen Strahlen traf.

Der Knabe eilte indessen unerschrocken weiter und stimmte zuweilen ein munteres Lied an, um die Furcht zu bannen; doch dämpfte er seine Stimme, wenn er des alten Fischers gedachte, der ihm ja nahe sein konnte, — vielleicht hinter jenem Baume — vielleicht unter dem Busche versteckt, wo es so finster war, — vielleicht überall, unsichtbar, spurlos; und wenn Ola ihn merkte, so gäbe es keine Fische, und auf den Fischen beruhte doch seiner Mutter Leben.

Der schmale Steig, der hinauf und hinab durch den Wald führte, öffnete sich endlich; durch die hängenden Zweige glänzte der mondbeschienene See, und nicht lange, so stand er an seinem Ufer, sprang barfuß wie er war über Steine und Baumwurzeln, umgefallene Bäume und hinabgerutschte Stubben bis zu einer kleinen Bucht, wo er die Barsche zu Mutter Grete's Geburtstag gefangen hatte. Aber damals war es nach Hochsommer gewesen und der Himmel hell und klar, strahlend im wunderbaren Lichte der nordischen Sommernacht. Jetzt kam dagegen der Schein nur von Einem Punkte, dem Monde, und darum legte sich ein dunkler Schlagschatten über das Ufer und breitete sich weiter über den See, welcher einem Spiegel in einem altmodischen, geschnitzten Ebenholzrahmen glich.

Vorsichtig schaute Anders sich um nach der Hütte des Fischers. — Alles finster. Entweder schlief der Alte, oder war da draußen im Walde, denn seine Netze hingen auf ihren Gestellen; er hatte sie also nicht im See ausgelegt.

Die ganze Umgebung hätte sonst wohl die Phantasie des Knaben mächtig erregt, aber der Vierklee, den er in ein Papier gelegt und in seinen Busen gesteckt hatte, diente ihm als ein Talisman wider alles Böse. Er warf deßhalb seine Angel aus, saß ruhig und hoffnungsvoll und wandte kaum einen Blick von dem kleinen Kork mit der Federspule, welcher auf der stillen Wasserfläche leicht auf- und niederschwebte. Aber kein Biß. Er zog die Angel herauf, beschaute den Köder. — er war unberührt. Bis dahin hatte kein Fisch geruht, auf die Einladung des armen Knaben anzubeißen. Anders wurde, je tiefer der Mond sank, mehr und mehr unruhig. Der Vierklee hatte also nichts bedeutet. Anna's Wahrsagung, die ihm so viel Muth und Kraft eingeflößt, war nichts als eine Einbildung gewesen!

Er wechselte seinen Platz; jetzt im Schatten, jetzt neben dem Röhricht. Zuletzt wagte er sich sogar in das volle Mondlicht. — Alles umsonst.

Umsonst — kein Fisch wollte anbeißen. Es schien ihm, als wären alle die lebendigen, springenden Fische

von der mächtigen Wasserfrau in einen Zauberschlaf versenkt. — Endlich war seine Geduld zu Ende. Vielleicht verstand der liebe Gott, dem es ja so bekannt, was er brauchte und daß Hunger und Tod zu Hause drohten, seine Worte, und so rief er laut:

Lieber Gott, du weißt, daß meine Mutter krank ist und Nahrung braucht — sonst stirbt sie — seit drei ganzen Tagen hat sie nichts gehabt als Wasser. Lieber Gott, steh mir bei, daß ich einen Fisch bekomme, nur einen kleinen, einen ganz kleinen — ich will dir auch so von ganzem Herzen danken! —

Kein Biß — Alles still. — —

So saß er noch eine lange Zeit — indessen ohne Erfolg. Endlich begann er zu weinen, laut und bitterlich. Bald trat der Mond hinter die Bäume des Waldes, und dann war jede Hoffnung verloren. Schau umfing ihn selber der volle Schatten. Da plötzlich ein Zucken: an der Schnur — er zog sie herauf — ein großer glänzender Fisch erschien über dem Wasser, schlug mit dem Schwanz und — fiel zurück; — die Schnur hatte sich gelös't, sein Angelhaken war fort, der einzige, den er besaß, ein kostbarer englischer Haken; einen solchen bekam er nicht wieder.

Da kam die Verzweiflung über ihn, er weinte nicht mehr, er begab sich nur noch stumm und düster auf den Rückweg.

Um auf den Steig zu kommen, mußte er an Ola's Hütte vorüber. Jetzt brannte ein Feuer darinnen; er war also heim.

Ah, seufzte der Knabe, wenn der Fischer ein Mensch wäre und ein Herz hätte, dann würde ich ihn um ein paar Fische bitten; aber es lohnt nicht!

Er setzte also seinen traurigen Weg fort und war nicht weit den Waldsteig gegangen, als er neben einem Steine im Mondlichte etwas Glänzendes wahrnahm, das sich zu bewegen schien. Er ging darauf zu, und siehe, da zappelten vier der allerschönsten Barsche, als wären sie so eben aus dem Wasser gezogen.

Gott Lob und Dank! — rief er außer sich vor Freude, nahm sie auf und legte sie in seinen zerrissenen Strohhut. Und schon war er auf dem Wege nach Hause und sprang den Hügel hinauf, als ihn plötzlich der Gedanke durchfuhr: Aber die Fische hat offenbar der Ola dort hingelegt, sie gehören also nicht mir! Aber Ola ist ein schlimmer Mensch, er giebt sie dir nicht, wenn du ihn darum bittest, erwiderte die Noth, um das Gewissen zum Schweigen zu bringen.

Unrecht Gut gedeiht nicht, antwortete das Gewissen.

Nein, nein, es ist kein Segen dabei, sagte Anders halb für sich und kehrte um. Vielleicht hatte der Alte sie auch weggeworfen; oder es hatte sie Einer aus dem

Fischkasten gestohlen, war aber mit dem Raube nicht weit gekommen. Also war es nicht genug, wenn er die Fische wieder an ihren Platz legte; er mußte jedenfalls den Alten davon in Kenntniß setzen, und ach — vielleicht schenkte Der sie ihm doch!

Mit klopfendem Herzen näherte er sich also der Hütte des schrecklichen Mannes. Das Feuer war aus, nur von den Kohlen im Kamin kam noch ein rother Schein und leuchtete durch die Scheiben des Fensters. Offenbar schlief der Alte bereits.

Anders klopfte trotzdem an das Fenster und rief:
Vater Ola, Vater Ola!

Wer ist da? ließ sich eine rauhe Stimme drinnen hören, läßt man einen nicht einmal mitten in der Nacht in Ruhe?

Ich bin's, Vater Ola, nehmt's nicht übel, ich fand im Walde vier Barsche und wollte nur fragen, ob es Eure wären, Vater Ola; ich habe sie hier in meinem Hute!

Meine? — Ich habe keine Fische im Walde! Hast du sie gefangen, so behalte sie!

Gott sei Dank! jubelte der Knabe im Stillen, fügte aber laut hinzu:

Dank! Tausend Dank, Vater Ola!

Er wollte eben davonspringen, als der Fischer Ola, größer und entsetzlicher als sonst, dicht neben ihm stand, seine schwere Hand auf seine Schulter legte,

ihn mit seinen tief liegenden Augen betrachtete und fragte:

Für wen fischest du, Junge?

Für meine Mutter, die so krank ist und seit drei Tagen nichts gegessen hat.

So! — Für deine Mutter — hm — du solltest dir wohl etwas ehrlich verdienen und nicht in meinem Wasser fischen. Denn ich bezahle dafür jährlich zwei Thaler an den Fiscus — hm — laß mir das hübsch bleiben, — ehrlich währt am längsten!

Das hab' ich wirklich nicht gewußt, — ach verzeih, lieber, kleinen guter (lauter Epitheta, die hier nicht recht angebracht waren), lieber, kleiner, guter Vater Ola!

Ach — Schnack — hm — kannst du dir nicht mit Arbeit, ehrlicher Arbeit was verdienen?

Wer giebt mir wohl welche? Ich bin ja noch so klein.

Verstehst du Netze zu knitten — oder willst du es lernen?

Freilich!

Nun, da kannst du dann und wann herkommen und mir dabei helfen, da bekommst du dann auch ein kleines Gericht Fische für deine Mutter! — Aber nun packe dich! — So! — doch verliere die Fische nicht! Der Hut hat ein Loch!

Ach nein, ich will schon darauf achten! — Darf ich morgen wiederkommen?

O ja! Komm wann du willst!

Nach Hause ging es nun so rasch als die Finsterniß es gestattete. Anders fühlte sich so glücklich, so von Herzen selig. Und es waren vier Fische, gerade vier, als hätten sich die Blätter des Vierklees in eben so viele Barsche verwandelt. Der Morgen dämmerte bereits, als er heim kam. Die Mutter schlief, erwachte aber bald bei dem Scheine des prasselnden Feuers im Kamin.

Wie, hast du etwas zu kochen. Anders? fragte sie.

Ja. Mutter. Fische! Vier Stück! — Nein, bloß zwei, denn die beiden andern habe ich aufgehoben. — Ich habe auch mit dem Fischer Ola gesprochen und soll für ihn Netze knitten, und dafür bekommen wir so viele Fische als wir brauchen. Nun, Mutter, sollst du wieder gesund und kräftig werden, du wirst sehen, ich werde hoffentlich auch ein tüchtiger Kerl werden!

Gott gebe es, Anders!

Ja, das sollst du noch erleben! — Und wenn ich erst groß bin, dann wirst du bei mir am Weihnachtstische sitzen und gebratene Fische essen und Milchgrütze, und Alles so schön haben. Und wir werden dich auf einen goldenen Stuhl setzen, das heißt, wenn du nicht gehen kannst, und dich hineintragen. Denn es schadet

nichts, wenn die Eltern auch nicht gehen können, wenn sie nur Kinder haben, die für sie sorgen.

Jetzt, fuhr er in seiner Freude fort, sollst du auch sehen, wie es mit dem Lernen gehen wird; denn nun brauche ich bloß zum Ola zu gehen und an den Netzen zu arbeiten. Und da bekommen wir Fische, und da hat alle Noth ein Ende!

* * *

An diesem Morgen ging die Sonne groß und strahlend auf. Gerade zu derselben Zeit, da Anders sein einfaches Mahl auftrug und das Stückchen Brod, welches er von Anna erhalten hatte, neben den Teller seiner Mutter legte, rüstete sich auch Klein-Anna, um in Gemeinschaft mit ihrem Vater zu dem Eisenhammer zu wandern. Der kleine Uhrmacher sollte nämlich an der Front des Hauses eine alte Uhr, welche das ganze Jahr hindurch falsch zeigte, in Ordnung bringen. Diese Uhr erinnerte in etwas an einen alten Schriftsteller, der fortdauernder Erklärungen und Berichtigungen bedarf. Jetzt aber war sie gänzlich stehen geblieben, so daß die Leute nicht einmal die Genugthuung hatten, zu wissen, was die Uhr *nicht sei*. Der kleine Meister hatte sich mit ungewöhnlicher Sorgfalt gekleidet, denn er trug einen

alten schwarzen Ueberrock, einen sogenannten *Bonjour*, welcher vor zwanzig Jahren einmal neu gewesen, jetzt aber verschossen und fadenscheinig geworden war, weniger durch den Gebrauch, als durch das viele Ausklopfen und Abbürsten. Dazu kam eine schwarze Sammetweste und ein weißes Halstuch, aus dessen Enden Anna eine große, prächtig aufgeblühte Rose gebunden hatte. Auch Anna stand sauber und zierlich gekleidet und mit rothen Backen neben ihrem schweigsamen Vater, der sein spanisches Rohr von der Wand nehmend sagte:

Jetzt wollen wir gehen, Anna.

Gott sei mit euch! sprach Flink, der an diesem Morgen mit seinem rechten Fuße zuerst aus dem Bette gestiegen, und daher guter Laune war. Gott sei mit euch! Aber ich halte nichts von der Reise und fürchte, die Klarinette (so pflegte er nämlich die Patronin zu nennen) könnte Unkraut unter den Weizen säen. — Nun, geh mit Gott, Kind!

Der Alte war fast gerührt, und das erschien um so wunderlicher, als sonst keinerlei Empfindungen der Art an ihm zu bemerken waren. Die Patronin hatte Anna eingeladen, ganz speciell gebeten, darum war sie die Freude selbst. Und mit den Kindern ist es in der Beziehung auch ganz anders als mit alten Leuten. Jene denken an die festliche Aufnahme, an all die schönen

Gerichte, die ihnen zu Theil werden sollen, kurz an einen ganzen Sack voll Freude, während alte Menschen eine Einladung fast mit Mißmuth entgegennehmen.

Die Patronin empfing die beiden Ankömmlinge äußerst gnädig. Sie führte Anna sofort in ihre Zimmer, während der Uhrmacher die dunkle Treppe zu der Uhr hinaufstieg. Diese Zimmer mit den feinen Tapeten, den großen Spiegeln an den Wänden und den Glaskronen an den Decken erschienen dem Kinde herrlich wie der Himmel. So hatte sie sich die Wohnung der Engel und der guten Geister vorgestellt; überall Sonnenschein, Gold und Krystallglanz!

Die Patronin sprach viel mit ihr. Man kann sich aber auch leicht mit einem Kinde unterhalten, das von Jugend auf gewöhnt ist, für sich zu sorgen und zu denken, oder gar für Andere zu denken, wie Anna und ihr Freund Anders. Bei solchen in der Schule der Nothwendigkeit erzogenen Kindern trifft man oft eine Fähigkeit, scharf zu denken, einen Vorrath an Wissen, den sie von tausend Enden gesammelt und in ihrer klaren und frischen, noch nicht geschwächten Erinnerung aufbewahrt haben, einen Vorrath, von dem Kinder, welche nicht die Nothwendigkeit zur Lehrmeisterin gehabt, kaum etwas wissen.

Kleine arme Kinder schlagen sich oft auf eigene Hand durchs Leben, in einem Alter, da die reichen nicht ohne Aufsicht aus dem Hause gelassen werden dürfen. Freilich ist es mit dieser schnellen Entwicklung bald zu Ende. Selten entfalten sich die geistigen Kräfte solcher Kinder weiter, als sie schon im achten oder zehnten Jahre waren. An Erfahrungen werden sie reicher, aber die Fähigkeit, dieselben zu verbinden und daraus Schlüsse zu ziehen, wächs't nicht mit den Erfahrungen. Darum zehrt der Arme bis an sein Lebensende meist von denjenigen Ergebnissen, welche er sich im Alter von zehn Jahren aneignete. Und wie sollte es auch anders sein? Die Noth bleibt ja immer dieselbe, die Hülfe immer dieselbe; schwer drückt auf ihnen die Entsagung, und die große Wunderthäterin Geduld muß ihren Stab ebenso der Jugend leihen wie dem Alter.

Es war daher keineswegs wunderbar, wenn Klein-Anna mit ihrer Schlagfertigkeit, ihrer Naivetät, ihren »reizenden Raisonsnements« die Patronin vollkommen bezauberte; denn diese zog natürlich die Kinder ihres Umgangskreises zur Vergleichung heran. Auch hatte sie sich förmlich vorgenommen, an dem Kinde Gefallen zu finden; denn sie verfolgte einen Plan, einen großen Plan, den nämlich: Anna an Kindes Statt anzunehmen. Wer da glaubt, daß Anna die Lücke

ausfüllen sollte, welche der Tod des Affen gerissen hatte, wird nicht gerade irre gehen. Die gute Patronin freilich dachte nicht daran, daß ihre Liebe zu dem Kinde sich aus dieser Quelle herleite. Sie fühlte eine gewisse Beklemmung, eine Einsamkeit und Leere; hatte schon der kleine Job mit seinen Grimassen und lustigen Sprüngen so manche Stunde ihres einförmigen Lebens ausgefüllt, wie viel mehr nicht ein Kind! Gab es ein besseres Spielzeug?

Sie empfand daher eine aufrichtige Freude, als sie Klein-Anna beobachtete, wie diese durch die eleganten Zimmer lief und mit großer Neugier in den Kupferwerken auf dem Albumtische blätterte.

Möchtest du gern hier bleiben? fragte die Patronin freundlich.

Anna wurde aufmerksam, sie dachte an den Vierklee.

Ei freilich, das möchte ich, aber wer würde da meinem Vater helfen?

Aber wenn wir es so einrichten, daß wir ihm Hülfe zukommen ließen, daß er keine Noth leiden müßte.

Ja — ah ja, da wollte ich, — aber, — fügte Anna hinzu, ich muß ihn von Zeit zu Zeit besuchen dürfen, sehen, wie es ihm geht. Denn Vater kann ohne mich gar nicht bestehen, und Großvater kocht so schlecht und macht meinem Vater Alles verkehrt.

Das sollst du, mein Kind, und sogar zu Wagen, wenn ich und mein Mann nämlich in die Kirche fahren, da kannst du rückwärts sitzen, wird das nicht schön sein?

Ah, wunderschön, erwiderte das Mädchen, während ihre Augen leuchteten.

Die Patronin hatte schon früher die Angelegenheit mit dem Patron erörtert, und eigentlich war er es, welcher seine Frau, ohne daß sie es merkte, auf den Gedanken brachte. Er hatte dabei in der That die Schlaueit eines Diplomaten entwickelt. Anna sollte eine Art Blitzableiter sein für die erdrückende Liebe seiner Gattin. Mindestens hoffte er, daß so und so viele Tassen Fliederthee, verschiedene Fußbäder und ein ganzer Scheffel Verhaltensregeln auf das Kind übertragen werden würden. Anna mußte mithin nothwendig einen Theil seiner Bürde übernehmen und ihm einen Theil jener angeborenen Freiheit, »welche Gott einem jeden seiner Geschöpfe bestimmt hat«, wiedergeben.

So nahm denn auch der Patron das Kind mit aufrichtiger Freude auf. Als der Uhrmacher von seiner Höhe herabstieg, war die Sache bereits ausgemacht und erfuhr von Seiten des Vaters natürlich nicht den mindesten Widerspruch. So manche Nacht hatte er in seinem Bette gesessen und Gott gefragt: Was soll aus

diesem Kinde werden? — Er glaubte jetzt die Antwort auf seine Frage zu hören.

Die Patronin, immer eigenwillig und zu schnellen Entschlüssen geneigt, wünschte, daß Anna sofort da bliebe. Auch dieses wurde genehmigt. Hatte sie doch ihre besten Kleider an, und das Uebrige ließ sich leicht in einem Bündel mit den Leuten schicken, die zur Kirche gingen.

Anna blieb frohgemuth. Nur als ihr Vater gehen wollte, erfaßte sie plötzlich eine unerklärliche Angst; sie schlang die Arme um seinen Hals und wollte nicht zurückbleiben. Sie weinte und bat, sie mitzunehmen, wenn auch nur auf eine Nacht, damit sie ihm ein letztes Mal seine Kartoffeln kochen könne. Aber vergebens, es mußte geschieden sein. Und da nun der kleine Uhrmacher die Allee entlang ging, saß das Kind in den prächtigen Zimmern, mitten im Himmelreiche, zwischen Gold und Sammet, Krystall und Marmor, und weinte heißere Thränen, als sie je in der kleinen, niedrigen Hütte vergossen.

Die Patronin hatte, wie gesagt, großartige Pläne mit dem Mädchen. Da es, in der That an Kindes Statt, treten und den illustren Namen Klarin empfangen sollte, so mußte es natürlich auch ein Wunder von Schönheit, Geist, und Wissen werden. Vom Auswendiglernen des Katechismus konnte fernerhin

nicht die Rede sein. Die Patronin engagirte eine Gouvernante, welche Anna französisch parliren und die Harfe spielen lehrte; denn die Harfe ist ein so poetisches Instrument und paßt so vortrefflich zum Gesange. In der That entwickelte das Mädchen auch eine vorzügliche Stimme, eben so biegsam als klar, bei aller Fülle einfach und rührend. Man erblickte in ihr bald eine Sängerin ersten Ranges. Anna faßte leicht. Trotzdem floß so manche Thräne, zumal wenn es sich darum handelte, als die würdige Pflgetochter des vornehmen Hauses aufzutreten. Alles was sie früher erfreut hatte, war hier verboten. Sich im Grase zu wälzen in dem weißen Morgenkleide, das schickte sich nicht; in den Bach zu steigen mit den zierlichen Saffianschuhen, oder mit den behandschuhten Fingern in der Erde zu wühlen, das schickte sich nicht. Sie hatte auf ihren Teint zu achten und auf ihre Kleider, darauf, wie Andere redeten, wie man sich verbeugte, mit einem Worte: wie es Sitte ist.

Trotz alle dem bewahrte sich Anna eine einfache, natürliche Empfindung; hatte sie doch noch immer ihren Vierklee und die Erinnerung an ihren Vater! Wie oft ließ sie nicht ihn grüßen! Aber Anders sah sie so gut wie gar nicht.

Der ging indessen täglich zum Fischer Ola und hatte auch seine guten Tage, wenngleich in anderer

Weise.

Ola war allerdings ein rauher Gesell, aber fern von all dem, was man ihm andichtete. Anders bekam seine Fische, aber nicht eher, als bis er sie sich verdient hatte.

Hm — ich sage dir, Junge, sei mir niemals faul! Wer arbeitet, hat auch zu essen und braucht Keinem zur Last zu fallen.

Diese Lebensregel prägte der Alte ihm früh und spät ein. So mußte der Knabe denn bei dem Fischer arbeiten, Zäune setzen, graben, Netze stricken und Holz hauen, arbeiten wie ein Sklave. Dafür erhielt er aber auch Nahrung für sich und seine Mutter, und wenn er abgerissen war, eine alte Jacke oder sonst ein abgelegtes Kleidungsstück. Dabei erlitt der Besuch der Schule keine Unterbrechung, ja die Lust zu lernen nahm in demselben Maße zu, als die Nahrungssorgen sich verringerten. Aber Anna sah er selten, sie war jetzt ein so vornehmes Fräulein. Nur wenn sie mit ihrer Pflegemutter in dem zierlichen Landauer vor der Kirche vorfuhr und in der dichtgedrängten Menge die gelben Locken ihres alten Schulkameraden wahrnahm, nickte sie auch ihm so freundlich zu und lächelte in alter Weise. Aber er hatte auch bemerkt, daß die Patronin oder das lange Fräulein an ihrer Seite Anna einen Blick zuwarf, so daß sie ganz ernst wurde und

weder nach rechts noch nach links zu blicken wagte. Bloß wenn sie ihren Vater, den kleinen Uhrmacher sah, durfte sie zu ihm gehn und ihm die Hand geben; aber auch das kam so gezwungen heraus; denn die lange Bleiche verzog den Mund und lachte über den kleinen Mann, dessen Gebrechen um so mehr hervortrat, je tiefer er sich verbeugte.

Hätten Anders und die übrigen Kinder nur gewußt, was Anna litt, wenn sie in ihren theuern Kleidern, die feinen französischen Handschuhe an den Händen und die kleinen Füße in Saffianschuhe eingeschnürt, vor ihrem Vater in dem fadenscheinigen Rocke stand, mit den groben Stiefeln und dem bleichen Gesichte zwischen den hohen Schultern. Hätten sie nur ahnen können, was sie empfand, wie niedergebeugt unter der Last ihrer Vornehmheit sie tausend Mal lieber ihre alten Kleider angehabt hätte, ein armes Kind gewesen wäre, das, statt angestarrt zu werden, an ihres Vaters Seite stehn und die vornehmen Herrschaften bewundern durfte, wenn sie hinauf zu dem hellblauen Chorstuhle stiegen. Da hätten sie erkannt, daß sie noch immer die alte Anna war, das heitere Naturkind, eine Waldtaube, die, mit einem seidenen Bande am Fuße, sich nach ihren Wäldern sehnte und die Flügel hob, um sich dorthin zu schwingen.

So war es im ersten Jahre. — Aber im zweiten Sommer war der Abstand zwischen ihr und den andern Kindern schon größer geworden. Sie hatte sich jetzt in ihre Kleider, den Reichthum und Luxus eingelebt, dagegen ihrer Schulgenossen entwöhnt. Sie konnte nicht umhin zu bemerken, daß Anders doch gar zu komisch aussah, wenn er sich verneigte, und daß er sich doch jedenfalls das Haar von der Stirne streichen sollte. Anstatt wie früher sich gedrückt zu fühlen, daß sie in ihren prächtigen Kleidern auf dem Kirchhügel wie eine leibhaftige Parodie neben ihrem Vater dastehe, erschien jetzt der Vater wie eine Parodie ihrer eigenen Person und Stellung. Sie hätte ihn gerne gebeten, er möchte nicht in die Kirche kommen, wenn sie dahin ginge; aber das Wort erstarb doch auf ihren Lippen, und sie bereute schmerzlich, daß sie sich ihres Vaters schämen könne, dieses leidenden armen, liebevollen Vaters. Aber trotz aller Reue schämte sie sich dennoch. Durch die Erziehung war nun einmal eine künstliche Scheidewand zwischen Vater und Kind errichtet; sie hatte das ursprüngliche heilige Band der Natur und des Herzens zerrissen und das Gift des Hochmuthes darauf gespritzt.

Anders blieb dagegen seiner Mutter einzige Stütze. Sie bedurfte seiner, und so lange dies der Fall, war auch sie ihm unentbehrlich.

Es ließ sich kein stärkerer Gegensatz denken, als zu gleicher Zeit Anna und Anders auf dem Kirchhügel zu sehen. Er, wie er seine arme, fast gelähmte Mutter, die ruhigen Augen niedergeschlagen, durch die Menschenmenge leitete, beinahe trug und ihr mit einem gewissen Stolz in die dunkle Bank unter dem Orgelchore half, als wollte er sagen; Seht, das ist meine Mutter, und ich bin ihre Stütze! — Anna dagegen stand verlegen und zerstreut und schaute mit unruhigen Augen über die Menge, spähend, ob man nicht lache, wenn sie die Hand ihres Vaters faßte und dieser sich vor der Patronin verbeugte, so unbeholfen, eckig und lächerlich. Da wurde sie roth, schlug die Augen nieder und bemühte sich, der Scene so rasch als möglich ein Ende zu machen. Das Gewissen, ihre Gouvernante und die Menschen drückten sie zu Boden; ihre schönen Kleider brannten sie wie ein Nessushemd. Trotzdem war es nicht eigentlich Hochmuth, vielmehr ein tiefes, unerklärliches Gefühl, daß sie sich nicht an ihrer rechten Stelle befinde, was in der Kindesseele das Gepräge der Natur verwischte. Sie erkannte sich selbst nicht wieder und wünschte, daß es den Andern mit ihr eben so ginge. Sie glich einem Engel, der mit verbrannten Flügeln vom Himmel gefallen war und dem man als Ersatz ein Paar von Gaze über einem Drahtgestell angeheftet hatte.

Es war vier Jahre später, an einem Frühlingstage, da der Schnee von den Feldern geschmolzen war und die jungen Knospen der Birken ausschlugen. Anna saß einsam in ihrem Zimmer, stiller als sonst. Der Frühling mit seinem ersten Grün, die Vögel in der Pappel vor ihrem Fenster, der Sonnenschein — Alles weckte in ihrer Seele eine fast entschwundene Erinnerung. Sie träumte sich zurück in die Kinderzeit; wie wunderbar hatte das Schicksal mit ihr gespielt; sie gedachte des Glücks, das ihr zu Theil geworden, ihrer Kindheit; sie zog unwillkürlich Parallelen zwischen damals und jetzt. Es war doch Alles schöner und besser geworden. Was besaß sie nicht Alles: ihrer Pflegemutter Liebe, und Talente, von denen sie früher keine Ahnung gehabt hatte. Alles so schön, so herrlich, so glücklich! Und doch sie konnte nicht ganz darüber ins Reine kommen. Ihre Vernunft sagte ihr, daß sie glücklicher sei als damals, aber ihr Herz erwiderte nein. Beruht doch alles Glück auf unsern Vorstellungen.

Es blieb ihr kein Wunsch als der nach einer Freiheit, die sie gleichwohl verachtete. Aber sie weilte doch gerne bei den Erinnerungen ihrer Kindheit. Sie gedachte der Spiele auf der Wiese, der Pfauenfeder; Bild um Bild trat vor ihr inneres Auge. Auch der Abend erschien, da sie ihren Schulkameraden als sein

guter Engel tröstete und sie Beide ihren Vierklee fanden. In Betreff ihrer war in Erfüllung gegangen, was der Vierklee versprochen, aber der arme Anders! — er war ein armer Knabe nach wie vor.

Diese Erinnerung hielt sie gefangen; sie ging an ihren Schreibtisch, zog eine Schublade auf und nahm ihren Vierklee heraus. Er lag mit seinen vier Blättern ausgebreitet auf einem Blatte. Anna betrachtete ihn lange und lächelte. Endlich sagte sie:

Du mein lieber Vierklee, der mir mein Glück verkündet hat, dich will ich auch behalten, so lange ich lebe!

Sie küßte ihn und legte ihn vor sich auf den Tisch.

In diesem Augenblicke trat die Patronin ein.

Guten Morgen, liebe Anna, hast du diese Nacht gut geschlafen?

Gottlob. Mama, gut!

Weißt du, ich habe beschlossen, das heißt Klarin und ich, diesen Sommer eine Reise nach Stockholm zu machen, und wir wollen in acht Tagen aufbrechen. Das wird für dich hübsch sein. Du sprichst jetzt fertig französisch und kannst also in die beste Societät kommen. Klarin hat so viele Freunde dort, noch von seiner Jugend her. Wir wollen uns so recht amüsiren.

Während dieser langen Einleitung hatte die Patronin den kleinen Vierklee in die Hand genommen

und die Blätter zwischen den Fingern zerrieben. Anna dachte an die Reise, an all das Neue, was sie zu sehen bekommen würde, und bemerkte nichts. Kaum aber hatte sie gesehen, wie das eine Blatt nach dem andern zerrissen auf den Boden fiel, so rief sie entsetzt aus:

Gott im Himmel, mein Vierklee!

Wie? War das ein Vierklee? Hm — ich nahm ihn so in Gedanken und zerpflückte ihn, äußerte die Patronin, der die Sache ebenfalls unangenehm war. Aber Anna wurde bleicher und warf sich in die Arme ihrer Pflegemutter.

Mein Vierklee, hauchte sie, mein Glück, meine Seligkeit! — Ach, Mama, den kann' ich für alles Gold der Welt nicht wieder bekommen!

Sei ruhig, liebes Kind, die sind nicht so selten du sollst dafür einen ganzen Haufen bekommen — ich will sogleich suchen lassen. — Sieh nur, ich dachte mir dabei nichts, es war bloß so in Gedanken.

Als die Patronin hinausgegangen, warf sich Anna auf die Kniee und suchte die zerrissenen Blättchen zusammen; aber es wurde kein Vierklee mehr. Da weinte sie, gerade so wie Anders an jenem Abende, da sie ihn gefunden.

Am Mittage war Anna wieder ruhig und anscheinend heiter. Abends fand sie in ihrem Zimmer

ein Glas mit mehr als Einem Vierklee, also in der That einen ganzen Haufen Glück und Freude!

* * *

Es war in dem Charakter der Patronin, wie in dem vieler anderer Frauen, Etwas, das die höchste Achtung verdient und trotzdem den meisten Schaden anrichtet, sobald sie nämlich Töchter zu erziehen haben. Dieser Vorzug oder dieser Fehler — je nachdem man es ansieht — besteht darin, daß sie Alles selbst ausführen, für Alle denken wollen und sich nicht dareinfinden können, daß etwas in der Führung des Haushaltes aus dem Grunde mißlingt, weil ihr Stellvertreter noch nicht die gehörige Uebung besitzt. Dieses Bestreben, Alles so vollkommen als möglich zu machen, artet bei manchen vortrefflichen Hausfrauen in eine Art von Krankheit aus; sie dulden nicht, daß ihre Töchter sich die gewöhnlichsten und für Frauen nothwendigsten Kenntnisse erwerben, oder wenn sie es thun, so geschieht es unter einer so beständigen Aufsicht und Einmischung, daß die Lernbegierigen alles Interesse für die Sache verlieren. In einem solchen Falle trifft natürlich alles Lob die Mama und alle Schande die Töchter. Diesen Fehler besaß die Patronin im höchsten Maße. Darum ließ sie

Anna zwar an der Wirthschaftsführung theilnehmen, aber mit so vielen Verhaltungsmaßregeln und unter so weitgehender Hülfeleistung von ihrer Seite, daß Anna kaum dazu kam, die Hand an die Arbeit zu legen. Wenn ein seltenes Gericht aufgetragen wurde, so wußte sie, obwohl die Patronin sowohl ihrem Gatten als etwaigen Besuchern zu verstehen gab, daß Anna es bereitet habe, nicht, wie es eigentlich gekommen, daß es so vortrefflich schmecke. Denn Mama war beim Anrichten zugegen gewesen, hatte ihre »Messerspitzen Salz«, ihre »Handvoll Weizenmehl« nebst Pfeffer und sonstigen Ingredienzien »nach Gutdünken« hineingeschüttet, so daß das Mädchen kaum Mehr davon in der Erinnerung behielt, als daß sie in der Küche gewesen und vom Herde wieder mit derselben reinen Schürze und bloß einem etwas wärmeren Gesicht weggekommen war. Nicht anders war es beim Weben. Denn die Patronin wünschte, daß Anna sich Alles aneigne, was sie selber verstand. Auch hier fehlte sie nicht, weder beim »Scheeren« noch beim »Aufbringen«. Der Webstuhl stand fertig da. Anna schlug täglich ein paar Schläge, aber das Uebrige machte Stina. Denn es ging kräftiger, wurde besser und schadete Anna's Brust nicht. War aber das Gewebe fertig, so lag es mehrere Tage zur Schau da,

um zu zeigen, was ihre flinke Anna zu Stande gebracht.

Die gute Patronin war auch in der That davon überzeugt, daß Anna nun Alles wirklich gelernt habe, und da sie niemals aufhörte mit Hand anzulegen, so machte Anna Alles auch ganz vortrefflich. Die Folge davon war, daß Anna alle Lust und Freude an diesen Arbeiten verlor.

So blieb ihr denn nichts übrig als Musik, die Lecture von Romanen, Handarbeiten und ein wenig Zeichnen, und sie wechselte auch hier rasch mit den einzelnen Beschäftigungen und Studien, um nicht bei allen zu ermüden.

* * *

Es waren nunmehr zehn Jahre vergangen seit der Zeit, da Anna die Hütte ihres Vaters verlassen. Vieles hatte sich verändert. Die Patronin wohnte mit ihrer Pflgetochter in der Hauptstadt der Provinz; denn der Patron Klarin war trotz Fliederthee, Nasenwärmer und strengster Diät selig entschlafen, um nun endlich in Wahrheit zu erfahren, daß der Mensch — wie der Selige zu sagen pflegte — ein zur Freiheit geschaffenes Wesen sei.

Anna war nicht bloß ein schönes Mädchen geworden, sondern hatte auch die Aussicht auf das ganze, nicht unbeträchtliche Klarin'sche Vermögen. Sie besaß also unter allen Umständen Schönheit, Talente und den reinsten Charakter. Dinge, die man kaum bemerkt haben würde, wenn sie nichts geblieben wäre, als die Tochter des kleinen, mißgestalteten Uhrmachers. So wurde sie denn auch von den jungen Herren umschwärmt, die unter einander wetteiferten, sie zu dem ersten Walzer, der zweiten Polka, oder dem Cotillon zu engagiren. Doch war es nicht ganz leicht, die Gunst der Patronin zu erlangen. Denn als einer erfahrenen und verständigen Frau kam es lediglich ihr zu, einen reinen, edlen, frommen und stillen Jüngling für ihre Anna auszuwählen, einen jungen Mann ohne Furcht und Tadel, einen jungen Mann, welcher sich von seinem ganzen übrigen verdorbenen Geschlecht eben so unterschied, wie der Mond von einem Edamer Käse; einen jungen Mann, der, mit Einem Worte, nichts weiter war, als eine Mannsperson.

Nun ist es aber, wie Männiglich bekannt, nicht eben leicht, aus der großen Zahl von jungen Leuten ein so unschuldsvolles und reines Herz, wie es die Patronin verlangte, auszusuchen. Denn Anna sollte nicht bloß seine erste Liebe sein, er sollte auch im Laufe seines ganzen frühern Lebens kein weibliches Wesen gesehen

haben, das ihm gefallen, das er gern gesehen, in dessen Gesellschaft er sich wohler befunden, als in seinem Studirzimmer, bezüglich in seinem Laden, oder in Reih' und Glied. Anna sollte jedenfalls ein ganzes »ungetheiltes« Herz empfangen. Darum unterließ es die Patronin auch nicht, über die jungen Herren, welche Anna »ihre Schlachten schlugen«, in der Nähe und in der Ferne Erkundigungen einzuziehen. Leider lauteten die Nachrichten in den meisten Fällen nicht sehr erbaulich. Fast überall alte Schuldverschreibungen und Verpfändungen von Herzen, nicht eingelös'te Wechsel, haarsträubende Promessen! Da aber die Liebe zu den »gesetzlichen Pfandrechten« gehört, so vermochte die Patronin auch niemals recht ins Klare darüber zu kommen, ob dasselbe noch bestehe, ob die Hypothek schon gelöscht sei, oder zum Nachtheil Anna's noch könnte geltend gemacht werden. Anna merkte das Alles ganz gut, aber sie lächelte nur dabei. Denn ihr Herz war noch frei, und so tanzte sie, allen Untersuchungen ihrer Mutter zum Trotz, ganz unbefangen mit den besten Tänzern und sang zum Entzücken von Alt und Jung ihre köstlichen Volksweisen. Und weiter verlangt ja ein junges Mädchen nichts.

* * *

Die Myrkärshütte war noch immer die alte, vielleicht etwas weniger baufällig, denn Anders, der sich nun in einem Bauernhofe bei Pehr Magnus in Hallen verdungen hatte, war zu Hause bei seiner Mutter gewesen und hatte die Hütte renovirt.

Anders war ein großer, flinker, rothwangiger Jüngling geworden, der nun das nächste Jahr ins Militair eintreten sollte. Er trug das blonde, fast gelbe Haar dicht über der Stirne abgeschnitten, während es hinten lang herunterhing; die guter alter schwedische Haartracht, bei welcher die ungefurchte, freie, oft gedankenvolle Stirne offen vor uns liegt, wie das Leben eines guten Menschen. Von heiterem Gemüth nahm er gerne an den Spielen seiner Genossen an Sonntagabenden Theil. Noch lieber ging er aber zu seiner Mutter (nicht ohne etwas für sie mitzubringen), und nicht eben selten zum alten Ola, der — mürrisch und finster, wie immer — seinen jungen Freund doch ziemlich höflich empfing. Denn selbst er vermochte sich nicht dessen offenem Wesen und herzlichem Frohsinne, zumal dieser mit unermüdlichem Fleiße gepaart war, zu entziehen. War das doch, nach des Alten Lebensregel, die Summe von Allem.

Aber, — sagte Anders an einem Abend, — ich muß Euch etwas erzählen.

Hm — was denn? — fragte der Alte, der gerade am Kamin mit dem Stopfen seines Pfeifenstummels beschäftigt war, eines schwarzgerauchten, mit Messingdraht übersponnenen Kopfes, an einem kurzen Rohr von Leder.

Ja seht, Vater Ola, ich glaube an eine Vorsehung.

Ei, sonst wärest du ja auch schlimmer wie ein Vieh!

Und deßhalb habe ich mich oft genug gewundert, woher wohl die vier Fische gekommen sind, — an jenem Abend — Ihr wißt.

Hm — ach so! — vielleicht ist der liebe Gott draußen gewesen und hat gefischt — hm — hm, was sind das für Dummheiten, platzte der Alte heraus, während er seine Pfeife mit einem brennenden Spahn anzündete. Die Pfeife aber schien brustkrank zu sein, denn es rasselte in der Biegung des Rohres.

Nein — das kann nicht sein! Aber wißt Ihr was, — er hat seine Werkzeuge hier auf Erden, — er.

Hm — Manche fischen für ihn — hm, du redest heute so einfältig — du kannst wohl von was Anderem reden — hm — wie steht das mit Stina in Hallen? Hm — ich habe etwas lauten gehört, ein braves, fleißiges Mädchen, versteht ihre Sache — hm?

—
Anders erröthete.

Ah, das ist bloßes Geschwätz, Vater Ola! — Aber seht — nun darf ich Euch wohl fragen, denn ich bin nicht mehr in Eurem Lohn und Brod — sagt, Vater Ola, wart Ihr es nicht selbst an jenem Abend? Habt Ihr nicht die Fische hingelegt? Ich hab' mir das immer so gedacht.

Der Alte hustete und sog an seiner Pfeife, daß es wieder in ihr rasselte.

Ich? — meinst du, ich sei so verrückt, Fische in den Wald zu legen?

Nun, ich meine, Ihr thatet es mit Absicht. Ihr hattet gehört, wie ich in meiner Verzweiflung Gott gebeten, und da gab er Euch den Gedanken ein.

Hm — was — du glaubst, der liebe Gott bedarf der Hand eines alten Fischers? — Ja Prosit! — Doch plappre nur nicht in alle Ewigkeit von den vier Barschen, — waren sie doch kaum acht Stüber werth, alle zusammen!

So wart Ihr es also doch, Vater Ola! — sagte Anders. Er stand auf, ging zu dem Alten und legte ihm die Hand auf die Schulter, — also wart Ihr es doch — Gott segne Euch dafür!

Weißt du was, Anders, nun könnte das Geschwätz wohl endlich ein Ende haben, — erwiderte der Alte nach einer kleinen Pause, fügte dann aber hinzu:

Weil du ein so fleißiger Junge warst, — darum —
— Gott segne dich wieder, so sind wir quitt.

Dank — Dank, Vater Ola — das wird Gott gewiß
Euch erhören.

Freilich! lautete die rauhe Antwort, welche jede
weitere Erörterung abschnitt.

Ihr fragtet mich nach Stina.

Ich? wohl möglich — aber ich kümmere mich nicht
um solche Geschichten — hm, hab' niemals welche
im Hause haben mögen — leid' keine alten Weiber!

Aber, Vater Ola. Mädchen sind doch keine alten
Weiber!

Sind sie's nicht, so werden sie's doch, hol sie der
Teufel!

Ah, seid nicht so böse — aber wenn Ihr es wissen
wollt, wir sind einander gut, und gewiß, wenn Einer
ihr gut zuredete, so würden wir ein Paar. Aber seht,
Pehr Magnus meint, ich sei zu arm, und darin hat er
wohl Recht.

Was, schämt der Mensch sich nicht? rief der Alte
aus und sprang auf, als hätte ihn eine Schlange
gestochen. — schämt der sich nicht. — Pehr Magnus
in Hallen — bist du denn ärmer, als er einst war?

Das weiß ich wohl, aber er meint, ich, sei doch gar
zu arm.

Hast du nicht zwei kräftige Arme und bist gesund?
— O, er sollte sich schämen!

Aber wir wollen bis aufs zweite Jahr warten, wenn ich ausexercirt habe und mündig geworden bin.

So? — Du hoffst also von deinen Armen und Beinen *dann* mehr als jetzt?

Aber, erwiderte Anders, ich meine, dann kann ich ohne Weiteres um Stina anhalten, dann bin ich alt genug; — denn er sagt, ich sei noch zu jung.

Hm — — ha ha ha (Ola's Lachen war eben so ungewöhnlich als seltsam), liegt es *daran*? So kann ich ja wohl auch noch auf die Freite gehen, denn ich bin doch hoffentlich alt genug! — Ha ha ha!

Ihr beliebt zu scherzen, Vater Ola. Ja, im nächsten Jahre halte ich um sie an; aber Ihr seid der Einzige, der etwas davon weiß, schweigt darüber!

Jetzt redest du wieder recht einfältig, Anders; bin ich ein altes Weib — ich? Aber nun kannst du nach Hause gehn, ich muß Netze ausstellen.

Darf ich Euch nicht dabei helfen?

Nicht nöthig — kann mir selbst helfen, antwortete der Alte und legte die Pfeife auf das Kamingesims. So, jetzt geh zu deiner Mutter und setz dich hin und halte eine Predigt von Gottes Vorsehung und der Stina in Hallen; das paßt in das Stück, wie der Schneider sagte, als er das Zeug zuschnitt.

Anders war an einen solchen Schluß bei seinen Besuchen schon gewöhnt, und man kann sich an Alles gewöhnen, wenn man nur weiß, in welchem Sinne es gemeint ist. Er nahm es also weiter nicht übel, hütete sich wohl, dem Alten zum Fischfange Glück zu wünschen, denn dann hätte er — nach dem Glauben des Volkes — keine gefangen, und wanderte auf dem bekannten Waldsteige weiter.

* * *

Wieder war es Margaretentag, der Namenstag der Regierungspräsidentin. Die Honoratioren der Stadt hatten ihr zu Ehren ein schönes Fest veranstaltet, auf einer Insel in dem kleinen See, an dessen Gestade die Hauptstadt der Provinz belegen war. Auch Anna, leicht wie eine Sylphide und schön wie ein neunzehnjähriges Mädchen nur sein kann, gehörte zu den Eingeladenen. Es verstand sich von selbst, daß die gefeiertste Schönheit der Stadt »das Fest mit ihrer Gegenwart schmücken« und eine Hauptrolle dabei übernehmen mußte. Es handelte sich nämlich um nichts Geringeres, als der Präsidentin einen Blumenstrauß zu überreichen und einige Verse zu recitiren, welche der Magazinsverwalter eigens für diesen Zweck gedichtet, auch in Golddruck in der

städtischen Officin hatte drucken lassen; und zwar in dieser Buchdruckerei, weil daselbst das Anzeigebblatt der Bezirksregierung erschien. Denn von der zweiten, in welcher ein »Rabulistenblatt« das Licht der Welt erblickte, konnte füglich nicht die Rede sein.

Anna erschien an diesem Tage schöner als je. Aus ihren Augen leuchtete nicht wie sonst eine heitere Unbefangenheit, allerdings nichts als ein Deckmantel für die Gleichgültigkeit, welche sie empfand; vielmehr lag etwas Resignirtes, Gedankenvolles in diesen Augen, die mit ihrem milden Glanze gleichsam nach innen blickten, als sie sich in dem leichten Boote niedersetzte und zu der Festinsel hinüberfuhr. Am Ufer wurden die Patronin und Anna von den Festordnern, darunter einem Lieutenant Andersson (welch ein gemeiner Name!) empfangen. Dieser half der Patronin aus dem Boote, beschäftigte sich aber so lange mit ihrem Shawl und Sonnenschirm, daß ein Anderer, der Magistrats-Secretär Munther (trotz seines Embonpoints machte er seinem Namen alle Ehre), ihm zuvorkam und unter lautem Lachen über sein unverhofftes Glück nicht bloß Anna die Hand reichte, sondern auch triumphirend mit ihr die Höhe hinanstieg, auf welcher ein mit Blumen und Eichenlaub (an Stelle des Lorbeers) geschmücktes Zelt für die Gäste errichtet war.

Platz, meine Herrn, Platz, rief der kleine Magistratssecretär, dessen rundes Bäuchlein eine weiße Weste bedeckte, mit komischem Pathos, Platz für Cäsar und sein Glück! — Ha ha ha! — Cäsar und sein Glück! — Haben Sie die Güte, hier unter den jungen Damen Platz zu nehmen und, wenn ich in die Hände klatsche, sich gefälligst aufzustellen. — hier neben dem Pfeiler, — bitte gerade hier. Sein Sie dann so gut, nach Fräulein Ernestine die reizenden Verse zu recitiren, welche Bruder Klammerbom — sehr schöne Verse, voll tiefer Gedanken und von merkwürdig viel Gefühl, — welche Klammerbom verfaßt hat, — ein Heidenkerl, der Klammerbom mit seiner Poesie! — Aber entschuldigen Sie mich — als Festordner muß ich — — und der kleine Mann entfernte sich, um andere Gäste zu empfangen.

Der gute Secretär hatte nicht gemerkt, daß Anna, während er sie zu dem Zelte führte, einen Blick auf den Lieutenant Andersson geworfen hatte, der viel mehr enthielt, als die ganze Rede ihres Begleiters, selbst wenn er »Bruder Klammerbom« zu Hülfe nahm. Auch wenn die Andern diesen Blick gesehen, hätten sie schwerlich erkannt, warum sie den Fremden so freundlich, so dankbar gleichsam anblickte. Aber Lieutenant Andersson nahm diesen Blick nicht bloß wahr, sondern verstand ihn auch und schlug die Augen

nieder, doch erst nachdem er ihn mit einem gleichen Blicke beantwortet.

Dieser Eine Blick hatte den Beiden genug gesagt. Gehörte er doch jener Universalsprache an, welche auch die Sterne miteinander reden, derselben Sprache, die ein Sterbender, wenn er bereits sprachlos, mit den Seinen redet, der Sprache, die der treue Hund spricht, der seinen Kopf zwischen die Knie seines Herrn legt, oder das Kind, das die Arme nach seiner Mutter ausstreckt.

Lieutenant Andersson war, wie schon sein Name andeutet, durchaus nicht von hoher Geburt; er stammte vielmehr aus dem Volke, hatte weder Güter noch Namen geerbt, und war also darauf angewiesen, auf eigene Kraft sein Glück zu bauen. Die hübsche Uniform bildete so ziemlich seinen ganzen Besitz, aber er kam mit seiner geringen Gage aus und wußte sich unabhängig zu erhalten, in einer Stellung, in der man so ziemlich von Jedermann abzuhängen schein. Mit wenig hauszuhalten, das ist der ganze Inhalt einer Lebensweisheit, die so selten gelehrt und noch seltener begriffen wird.

Anna und der Lieutenant hatten sich schon wiederholt bei den Festlichkeiten in der kleinen Stadt getroffen, denn Andersson war die Seele von allen. Ohne ihn vermochte weder der Magistratssecretär mit

seinen komischen Einfällen, noch der Magazinsverwalter mit seiner Poesie die Unterhaltung in den Gang zu bringen und die Gesellschaft zu amüsiren. Jene beiden Herren brachten mit all ihrer Anstrengung ungefähr die Wirkung hervor, wie ein Oeltropfen auf Infusorien in einer eingetrockneten Flüssigkeit; sie sterben daran, während ein Sonnenstrahl oder ein Thautropfen sie zu neuem Leben erweckt.

Was Anna's Aufmerksamkeit zuerst auf ihn gelenkt hatte, war, daß der Lieutenant zu gleicher Zeit so heiter und so stille sein konnte und daß er ohne alle Anstrengung rings um sich Freude zu verbreiten vermochte. Selbst die Auszeichnung, welche ihm dieses Talent erwarb, und die Achtung, die man dem armen Lieutenant bezeugte, verlieh ihm in ihren Augen Werth. Bald fand sie, daß auch seine Uniform ihn gut kleide. Und so geschah es denn, wie bei jungen Mädchen oft, daß sie ihn längst liebte, bevor sie sich davon Rechenschaft ablegte, warum oder in welchem Grade.

Doch wir kehren zu unserm Feste zurück, zu welchem alle Eingeladenen mittlerweile eingetroffen sind, mit Ausnahme allerdings der Präsidentin nebst deren Familie; denn der Herr Präsident befand sich im Reichstage.

Endlich schoß ein mit Flaggen geschmücktes Boot über die heitere Wasserfläche; der Magistratssecretär Munther klatschte in die mit strohgelben Handschuhen bekleideten Hände, zum Zeichen, daß alle bei dem Empfange der Präsidentin beteiligten Personen sich aufstellen möchten. Anna nahm ihren Platz an dem Pfeiler ein und sah sich nach dem Blumenstraüße um, welchen ihr Lieutenant Andersson mit einer tiefen, fast schüchternen Verbeugung überreichte. Anna lächelte verbindlich; sie wollte nichts als höflich sein, konnte indessen nicht umhin, einen flüchtigen Blick auf den schönen jungen Mann zu werfen. In demselben Augenblicke erröthete sie, erbleichte dann wieder, schlug die Augen nieder und begann so heftig zu zittern, daß eine nebenstehende Dame ihr ein Riechdöschen anbot.

Es ist nichts, durchaus nichts, antwortete sie mit einem gezwungenen Lächeln, offenbar nur die Hitze.

Sie könnten noch in Ohnmacht fallen! — erwiderte die kleine gutmüthige Frau mit dem Riechdöschen. Wenn Sie nach Hause kommen, liebe Anna, müssen Sie auf die Schläfen eine Citronenschale legen, das hilft gegen das Ohnmächtigwerden.

Kein Mensch wäre im Stande gewesen zu errathen, was Anna so in Verwirrung brachte. Nichts als ein

Vierklee, welchen der Lieutenant im Knopfloche trug. Er hatte ihn zufällig im Grase gefunden, sich der damit verbundenen guten Vorbedeutung erinnert, vielleicht auch an Anna und an ein Glück gedacht, das er nicht zu hoffen wagte; kurz er hatte den Vierklee in sein Knopfloch gesteckt. Als Anna ihn bemerkte, kam er ihr im ersten Momente wie eine Verheißung vor, daß ihr Glück noch einmal Blätter und Blüten treiben werde. Aber im nächsten Augenblicke erinnerte sie sich, daß ihr Vierklee zerrissen und vernichtet sei; es war ihr, als müsse sie allen Freuden und selbst der Hoffnung für immer Lebewohl sagen. Und heute, am Margaretentage, stand sie wieder mit Blumen in den Händen, wieder um jemand Anderem Glück zu wünschen. Mutter Gretens Hütte, die Spiele der Kinder, Alles was einst ihr Herz erfüllt und ihr lieb gewesen, stand, wie mit Händen zu greifen, leibhaftig vor ihr. Zu viel — zu viel! — Sie wäre ohnmächtig geworden, wenn die gute Frau sie nicht unterstützt hätte.

Die Königin des Festes erschien. Unter den Klängen eines Quartettes bekränzte Fräulein Ernestine sie erst mit Blumen, dann trat Anna mit ihrem Strauße ihr entgegen. In ihrer Blässe erinnerte sie an eine Wasserlilie, welche das Haupt über den Spiegel des friedlichen See's erhebt, und sie trug die magern Verse

des Magazinverwalters mit einer Empfindung, einem Ausdrücke vor, daß der Dichter sein unter Mühen und Schweiß zusammengeschriebenes Opus kaum wieder erkannt hätte.

Das Fest verlief herrlich und ganz nach Wunsch. Anna tanzte mit Lieutenant Andersson und ließ ihre Augen auf den einfachen Blättern ruhn. Da kam ihr der Gedanke: Vielleicht ist *er* es, der mich mir selber wiedergeben, der mich lehren wird glücklich zu sein wie einst. Und — dachte sie weiter — wenn mir das zu Theil wird, so werde ich auch nicht über meinen Vater mehr erröthen. Nein, ach nein; auch er soll ihn nicht verachten, nicht über ihn lachen, — ist er doch mein Vater, mein eigener Vater! — Ach, morgen will ich auch an ihn schreiben, ihm sagen, wie ich seiner in Liebe gedenke.

Als man auseinander ging, stiegen Anna und der Lieutenant in dasselbe Boot und sprachen mehr und ungezwungener mit einander. Sie begann sich wieder glücklich zu fühlen wie ein Kind. Wie lange hatte sie das vermißt, so lange, lange — seit der Zeit da sie durch die Waldbäche gewadet und zu Mutter Grete im Stordal gewandert war. Die Liebe ist die Lebenslust der Kindheit, und wo die weht, um Jungfrauen, Greise oder die Engel Gottes, da werden alle zu Kindern.

Nun, meine gute Anna, meinte die Patronin am folgenden Tage, das war ja ein höchst gelungenes Fest! Ich bemerkte, daß du mit Lieutenant Andersson tanztest. Ein recht hübscher junger Mann.

Scheint es Ihnen so, liebe Mama? erwiderte Anna und beugte sich tiefer auf ihre Stickerei.

Ja, so schien es Vielen und wohl auch dir. Aber aufrichtig, du warst gestern bezaubernd, Ich hörte leider, daß du vor Hitze unwohl geworden. Du warst so schnell weg, sonst hätte ich noch unsern Arzt rufen lassen. Fühlst du dich heute auch ganz wohl?

So wohl, liebe Mama, wie selten. — Aber, liebe Mama, ich habe mir vorgenommen, heute an meinen armen Vater zu schreiben, er sehnt sich so nach einem Briefe von mir; ich fühle es an mir selber, daß er sich freut, wenn er einen Brief erhält.

Die Patronin entfernte sich, und Anna setzte sich hin und schrieb einen langen, herzlichen Brief an den kleinen Uhrmacher. So aufrichtig so warm und rückhaltslos hatte sie ihn nur damals geliebt, als sie noch klein und ihm Alles war.

Nach acht Tagen erhielt sie einen schweren Brief. Als sie ihn öffnete, fiel ihr eigener an ihren Vater unerbrochen heraus, und dabei lag ein kleines Billet vom Pfarrei; folgenden Inhalts:

»Hochedles Fräulein!

Leider habe ich Ihnen, zu meinem großen Bedauern, mitzutheilen, daß es Gott in seiner Weisheit gefallen hat, Ihren ehrenwerthen und geachteten Vater, den Uhrmacher Jonas Jansson, aus diesem Leben abzurufen, und zwar in einem Alter von neunundvierzig Jahren, drei Monaten und sechszehn Tagen, am zwanzigsten Juli des laufenden Jahres, Abends. Er fühlte sich in der letzten Zeit schon recht schwach. Als ich ihm auf sein Verlangen das heilige Abendmahl reichte, sprach er mit mir über Sie und dankte Gott, daß Sie ihm eine gehorsame liebe Tochter gewesen, welche er an dem großen Tage des Gerichts wiederzufinden hoffen dürfe.

Mit der Bitte etc. etc.«

Todt also, todt! hauchte sie fast unhörbar, am zwanzigsten Juli — dem Margaretentage — gerade als ich im Tanze an Seiner Brust ruhte, mein Auge mit Entzücken das glückverheißende Blatt betrachtete und ich von einem Glücke träumte, das du, mein armer Vater, mit mir theilen solltest, gerade damals lagst du im Todeskampfe, gedachtest meiner, liebevoller, inniger, als ich es verdient. All mein Glück hast du mit dir genommen — meinen Vierklee hat man zerrissen — mein Glück vernichtet.

Als die Patronin ihren Verlust erfuhr, tröstete sie Anna damit, daß sie ja noch eine liebende Mutter habe und daß ihr Vater keine Noth gelitten. Anna blieb zurückhaltend und trübe gestimmt. Ihre Trauer machte sie indessen den Menschen noch interessanter.

Welch köstlicher Anblick, äußerte der Magistratssecretär, diese Anna Klarin, wie sie ihren Vater betrauert, der doch nur ein kleiner buckliger Uhrmacher war. Das ist brav von ihr. Aber sie weiß auch recht gut, daß sie sich in Schwarz vortrefflich ausnimmt. Ich kenne kein Mädchen, das nicht eine Trauer für ein halbes Fest ansieht — ha—ha—ha! Schwarz — das steht — das kleidet; man erscheint doppelt interessant, zumal mit einem Paar blauen Augen — ha—ha—ha!

Der Magazinsverwalter schrieb einige »Betrachtungen bei der Nachricht von dem Tode eines Vaters, gerichtet an seine einzige Tochter« — ein Gedicht, das — wenn ich nicht irre — so begann:

»Dort oben in dem blauen Zimmer,
Beim silberhellen Sternenschimmer,
Schlägt laut die Uhr der Ewigkeit.
Dies Uhrwerk treiben andre Federn,
Es fährt die Zeit mit andern Rädern,
Als hier auf Erden — —«

Das Weitere habe ich vergessen, doch genügt wohl schon das Mitgetheilte. Der Schluß lautete ungefähr dahin, daß der verstorbene Uhrmacher bei der Uhr der Ewigkeit angestellt wurde und von diesem erhabenen Standpunkte aus einige tröstliche Worte an seine Tochter richtete.

»Der eine theure Mutter ja geblieben,
Und Freunde, alle warm zu lieben.«

Aber auch diese Verse vermochten nicht die tiefe Melancholie von dem Antlitze der trauernden Tochter zu verscheuchen. —

Die gute Patronin wanderte mittlerweile mit ihrem Composte in der Hand umher, um aus der ganzen ihre Anna umschwärmenden Schaar einen würdigen jungen Mann auszusuchen. Schließlich würde kein Anderer als Lieutenant Andersson in Frage gekommen sein, wenn nicht noch ein langer, flachsköpfiger Jüngling mit langer Nase und großen Ohren da gewesen wäre, nämlich Herr Theodor Djupendahl. Der junge Djupendahl, wie er zum Unterschiede von seinem Vater, dem Kaufmann Petter Djupendahl, genannt wurde, war ungefähr achtundzwanzig Jahre alt und seines Vaters einziger Sohn und Compagnon, weßhalb auch die Firma: »Petter Djupendahl *et* Sohn«

lautete. Der junge Djupendahl gehörte zu jenen glücklichen Menschen, die niemals irgend ein Gefühl gehegt und darum auch die Gefahren, welche die Liebe mit sich bringt, nicht kennen gelernt haben. Er war nach der Ueberzeugung der Patronin rein und unschuldsvoll, tief religiös, und sein Herz so licht wie sein Haar. Er war ferner fleißig wie eine Ameise, saß den ganzen Tag im Comtoir seines Vaters, über das Kassenbuch gebeugt, und ließ sich nirgends sehen, außer in ein paar Gesellschaften. Dann tanzte er aber jeden Tanz mit einem Eifer, einer Hingebung, als befände er sich zu Hause bei seinem Buche. Endlich war er nach dem unbestrittenen Urtheile der Damen der lebenswürdigste und angenehmste aller Gesellschafter; denn es kam ihm niemals darauf an, mit wem er tanzte, mit einer alten Tante oder deren Nichte; er tanzte um zu tanzen; was ging ihn seine Dame an? Für gewöhnlich sprengte der junge Djupendahl an einem solchen Abende drei Paar Handschuhe und schloß damit, daß er, nachdem die Damen sich entfernt, die Herren zu einem Glase Champagner einlud und sich endlich auf sein stilles Bette warf, um Punkt fünf Uhr, schon wieder im Comtoir zu sitzen. Es lag auf der Hand, daß die Patronin auf eine solche Persönlichkeit, welche mit so viel Fleiß so viel Bescheidenheit vereinigte, sicher

niemals geliebt und daher ein gänzlich »ungetheiltes« Herz zu offeriren hatte, überdies ein anständiges Vermögen besaß oder doch erwarten durfte, bald ihre Blicke richtete. Aber Alles in Allem genommen urtheilte doch auch die Patronin günstiger über Lieutenant Andersson, welcher zwar nicht so entschieden »assecurirt« war, wie der junge Djupendahl, aber immerhin noch so weit, daß sie von seinen Tugenden wenigstens moralisch überzeugt sein durfte.

So standen die Actien, als an einem schönen Tage »Djupendahl *et* Sohn« ganz unerwartet ihre Aufwartung machten.

Papa Djupendahl hatte sich plötzlich erinnert, daß er einmal einen Posten Stangeneisen vom seligen Brukspatron gekauft habe, erachtete sich verbunden, seine »pflichtschuldige« Visite bei der Frau Patronin zu machen, und hatte seinen Sohn, seinen theuern Theodor, mitgebracht, der schon früher die Ehre gehabt, der Frau Patronin vorgestellt zu werden.

Der alte Djupendahl war die Zuvorkommenheit selbst und so aufmerksam gegen die Patronin, daß sie nicht umhin konnte sich geschmeichelt zu fühlen.

Anna war von dem Besuche nicht gerade erbaut, hatte sich aber — was allen jungen Mädchen ja wie

ein Dogma eingeprägt wird — beherrscht und die beiden Herren höflich empfangen.

Als »Djupendahl *et* Sohn« sich empfohlen hatten, begann die Patronin sich des Weiteren darüber zu verbreiten, wie sittlich und rein, wie fleißig er sei; daß er die andern jungen Leute so unendlich überrage und seinen Vater so überaus liebe; denn das hatte der alte Djupendahl selber versichert.

Anna hörte halb zerstreut zu, eigentlich dachte sie an nichts. Aber durch ihre Seele irrten die Bilder des Geliebten, der alten Grete, ihres Vaters und des zerrissenen Vierklee's.

* * *

Die kleine Frau mit dem Riechdöschen gehörte zu den intimsten Freundinnen der Patronin. Sie war Wittwe, verstand sich auf die Medicin, befand sich in ihren besten Jahren und liebte die Tugend über Alles. Sie paßten also vortrefflich zu einander, besuchten einander so oft als möglich und tauschten ihre »Ideen« aus, wie sie es wenigstens nannten, indem sie die Fehler und Schwächen ihrer Mitmenschen geißelten. Ihre Ideen trafen wenigstens immer in dem Endurtheile zusammen, daß es in der ganzen Stadt doch nur zwei recht lautete und reine Seelen gebe,

nämlich die Patronin und deren liebe Freundin mit dem Riechdöschen; was die Uebrigen betraf, so waren sie alle ohne Bedeutung, entweder »überhaupt« oder »insbesondere«.

Nicht wahr, liebe Augusta, der junge Djupendahl ist doch einer von den Wenigen, welche —

Ja, das ist mir noch ein junger Mann, dergleichen kann man mit der Laterne suchen! Weißt du, er denkt niemals an etwas Anderes als an sein Geschäft, und nimmt er einmal an einem Vergnügen Theil, so geschieht es mit einer Ruhe und Würde —

Ja, so meine ich auch. Aber Lieutenant Andersson ist ebenfalls ein hübscher junger Mann.

Sehr, sehr hübsch! Aeüßerst gentil! Ein rechter Gesellschafter. Auch hat man von ihm noch nichts gehört, was —

Gehört, von ihm? — Ei, das ist wohl nicht ganz —
Was denn?

Nun, das kennst du ja wohl schon — seine Verlobung mit einem Mädchen da unten in Schonen, — oder war es in Halland? — so ungefähr. Aber ein Fräulein war es jedenfalls.

So? — Also verlobt — hm —, ich muß doch gestehn, ein so junger Mensch und schon verlobt —

Ja, aber die Verlobung ging aus einander.

So? — wer veranlaßte das?

Ich glaube, ihre Eltern. — Der gute Lieutenant ließ sich hieher versetzen — mußte seine Schöne meiden. Es muß doch recht schmerzlich für einen jungen Menschen sein, so abgewiesen zu werden — sie sollen zusammen erzogen sein — schon als Kinder —

So?

Ja — so heißt es — aber ein hübscher junger Mann, der Lieutenant Andersson. —

Die Frau mit dem Riechdöschen wußte nicht, daß sie mit dieser Klatschgeschichte den Stab über das Schicksal zweier Menschen brach, denn der Entschluß der Patronin in Ansehung des ungetheilten Herzens war ihr leider nicht bekannt. Die ganze Geschichte war übrigens erdichtet und das einzig Wahre daran, daß Andersson in einer adligen Schonen'schen Familie seine Erziehung erhalten, daß sein Wohlthäter eine Tochter gehabt, daß er sie wie eine Schwester geliebt und daß er sich hatte versetzen lassen, weil die Aussichten auf ein Avancement hier besser waren. Was mehr als dies Alles den Zustand seines ungetheilten Herzens bewies, war die Freude, mit welcher er die Nachricht von der so eben erfolgten Verlobung seiner Pflegeschwester mit einem seiner Freunde, empfing. Aber dies Alles wußte die Frau mit dem Riechdöschen nicht; und darum hatte sie die Sympathieen der Patronin von dem Lieutenant auf den

jungen Djupendahl gelenkt, diesem von der Natur so reich ausgestatteten, edlen Jüngling, dessen Schwingen von den Flammen der Liebe noch nicht verbrannt waren.

Leute von Theodor Djupendahl's Charakter behandeln eine Eheschließung wie ein Geschäft. Geschäftsleute in allen Angelegenheiten, vermögen sie sich nichts Anderes vorzustellen, als daß das ganze Leben ein Geschäft und der Tod sein Abschluß sei, ein Strich gleichsam auf der letzten Seite des Hauptbuches. Außerdem giebt es für sie keinen andern vernünftigen Zweck der Schöpfung als ihr Interesse. Wie dieser edle Jüngling an den Orient nur als die Heimath der Feigen und der Knackmandeln dachte und sich seines eigenen Vaterlandes nur als desjenigen Theiles der bewohnten Erde erinnerte, auf dem es Planken und Bretter, sowie Theer und Stangeneisen gab, so behandelte er auch die Angelegenheit einer Eheschließung lediglich vom Standpunkte des Interesses aus. Danach aber konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß er Anna lieben mußte, denn sein Vater hatte ihm, als sie gerade am Schreibpult saßen, gesagt: Anna Klarin ist ein hübsches Mädchen — und ihm so eigenthümlich zugeblinzelt.

Der junge Herr schob den grünen Augenschirm in die Höhe, starrte seinen Vater mit den großen

wasserblauen Augen an und antwortete:

Man sagt, sie wird drei Tonnen Gold erben. Ein vortreffliches Mädchen!

Wären gut im Geschäft anzulegen — meinte der Vater.

Freilich — gäbe fünfundzwanzig Procent! Das lohnte schon der Mühe; und (sich die Hände reibend) die Alte scheint nicht gerade zähe.

Du könntest es also versuchen. —

Und so machte man denn die Visite, und nicht lange, so vertraute der alte Djupendahl der Patronin, daß sein Theodor Anna liebe, und daß er vor Unruhe und Liebe weder essen noch schlafen könne.

Also er leidet so, sehr! erwiderte die Patronin, welche keine Ahnung davon hatte, wie ein Verliebter zu empfinden oder zu handeln pflegt, vielmehr wähte, daß die Unruhe und das würdevolle Schweigen ganz vortrefflich zu der Unschuld eines Herzens passe, welches zum ersten Male unter dem Einflusse einer tiefen, wahren Leidenschaft stehe.

Ich vermag nicht sogleich — begann sie nach einer kleinen Pause — ich vermag nicht sogleich Ihre Frage zu beantworten. Das ist meiner Anna Sache, welche frei über ihr Schicksal bestimmen kann; denn — und ich darf es wohl aussprechen — sie besitzt die gehörige Einsicht und hat Grundsätze. Doch unterliegt

es keinem Zweifel, daß sie Achtung für Ihren Herrn Sohn hegt, wie ich meinerseits großes Gewicht auf seine Moralität und Religiosität lege.

Ach, erwiderte der alte Djupendahl, ach, ich habe es ihm auszureden versucht, vorgestellt, daß er auf ein solches Glück niemals hoffen dürfe. Aber dann antwortet er mir immer: Vater, ich hoffe nichts, nichts, ich bitte nur, daß bald, recht bald der Schlag fallen möge, der mein Glück zertrümmert! — Um sein Gefühl zu schonen und Fräulein Anna, welche vielleicht meinen Sohn nur achten, nicht lieben kann, das Unangenehme einer Abweisung zu ersparen, habe ich es gewagt, Ihnen, meine gnädige Patronin, die Wünsche meines Sohnes zu Füßen zu legen und um Ihre gütige Fürsprache zu bitten. Sie, die Sie durch so viele Jahre meinen unvergeßlichen Freund, den seligen Klarin, glücklich gemacht und ihn so heiß geliebt haben. Sie wissen, was eine edle Frau dem Manne bedeutet, der ohne sie nicht zu leben vermag.

Ja, das weiß Gott — sagte die Patronin und zerdrückte eine Thräne — wie ich den Seligen geliebt habe!

Die Patronin und der Freund des Entschlafenen setzten noch eine Weile diese erbaulichen Betrachtungen fort. Als er endlich ging, legte er noch einmal seines Sohnes Glück, vielleicht — ach — sein

Leben, in die Hände der edlen Frau. Diese aber ließ sich in einen Fauteuil nieder und kam nach einigem Hin und Her zu der Ueberzeugung, daß der junge Djupendahl der Rechte sei.

Anna hatte an demselben Nachmittage den Lieutenant Andersson getroffen und von ihm mit Worten vernommen, was ihr so oft schon seine Augen gestanden. Sie, seit dem Erwachen dieser Liebe wieder offen wie ein Kind, gestand ihm ohne Rückhalt, daß er mit der Patronin reden könne, ja sie ließ durchblicken, daß er hoffen dürfe, mit Wohlwollen empfangen zu werden.

Als die Patronin am Abend mit Anna sprach, schien sie zurückhaltender als sonst, verlegen, ja gedrückt, als suche sie sich von einer Last zu befreien. Diese Empfindung kam vielleicht von einer, wenn gleich dunklen Vorstellung. daß Anna sich weigern würde, den jungen Djupendahl, trotz aller seiner moralischen Vorzüge, zu lieben. Doch zweifelte die Patronin, welche in ihrem ganzen Leben niemals einen Widerspruch erfahren, mindestens nicht geduldet hatte, keinen Augenblick daran, daß von ihrer Seite eine leichte Andeutung genügen werde, um Anna zur Vernunft zu bringen. Trotz dieses Bewußtseins ihrer Allmacht quälten sie doch einige Zweifel. Sie beschloß daher, erst noch das Herz des jungen

Mädchens zu erforschen, bevor sie mit der wichtigen Neuigkeit, nämlich der verzweifelten Liebe des jungen Djupendahl, ins Feld rückte.

Sie sollte allerdings nicht lange in Ungewißheit bleiben, denn schon am folgenden Tage ließ sich der Lieutenant bei ihr melden und trug ihr mit einfachen Worten vor, daß er und Anna einander liebten, daß sie beschlossen hätten, ihr Alles zu sagen, und um ihren Segen bäten. Der gute Lieutenant war fest davon überzeugt, daß Alles nach Anna's Willen ginge; darum redete er offen und ohne Umschweife, höchstens darauf gefaßt, daß die Patronin der Form halber einige unbedeutende Bedenken erheben, dann aber nachgeben werde. Das traf nun allerdings nicht zu. Die Patronin ließ zwar Jedermann seinen Willen, aber nur wenn er nicht in Widerspruch mit dem ihren trat; sie wurde roth wie ein Krebs, stand auf und fragte höchst ceremoniös:

Haben der Herr Lieutenant mir noch etwas Weiteres zu sagen?

Nein, meine liebe Frau Patronin, ich erwarte Ihre Entscheidung.

Das wird überflüssig sein, Herr Lieutenant. Da Sie hinter meinem Rücken, und ohne mich mit Ihrem Vertrauen zu beehren, eine so zarte Angelegenheit mit meiner *Pflegetochter* abgemacht haben, eine

Angelegenheit, welche gemäß der Sitte, — um von Ihrem eigenen Taktgefühl zu schweigen — Derjenigen überlassen bleiben mußte, welche das Mädchen auferzogen, so — leben Sie wohl, Herr Lieutenant; Ihr hiesiges Experiment ist Ihnen nicht besser geglückt als das in Schonen; es giebt noch Moralität und Sitte im Norden wie im Süden! — Dienerin!

Lieutenant Andersson stand gleichsam versteinert da und verstand von Allem ungefähr so viel als ein Antiquar, der eine zur Hälfte zerstörte Inschrift deuten soll. Er faßte indessen den einzigen Entschluß, der ihm in solcher Lage zu fassen blieb, er schwieg, verbeugte sich und ging.

Anna hatte unterdessen mit Herzklopfen dem Ergebniß der Unterredung entgegengesehen und ahnte nichts Gutes, als sie Andersson mit heftigen Schritten das Haus verlassen sah. In diesem Augenblicke trat die Patronin ein, noch aufgereggt, doch schweigend. Anna glaubte das Bewußtsein zu verlieren, als sich die eisigen Blicke der Patronin auf sie hefteten.

Mama, um Gotteswillen, was ist das? Sehn Sie mich nicht so an! — flehte das Mädchen und machte Miene, sich ihr zu nähern. Aber die Patronin schob sie zurück und rief:

Nun weiß ich, daß ich kein Kind mehr habe, daß ich eine Schlange an meinem Busen erzogen, daß sich ein

böser Geist in mein Haus geschlichen und mir mein Kind gestohlen hat! — Ich weiß Alles!

Daß Andersson mich liebt, gute Mama —; ist er nicht ein edler Mensch? — Können Sie leugnen, daß Sie ihm selber wohl wollen?

Die Patronin hatte sich vorgenommen, eine entscheidende Schlacht zu liefern, sie fürchtete sonst an Terrain zu verlieren.

Ist es Recht, Die zu betrügen, welche seit deiner Kindheit dich wie ihr eigenes Kind geliebt hat? Hinter dem Rücken deiner Wohlthäterin, deiner zweiten Mutter, deiner einzigen Freundin in dieser Welt, Pläne zu schmieden, welche ihren Absichten schnurstracks zuwiderlaufen?

Ach nein! Verzeihung!

Ist der ein edler Mann, der ein schutzloses, unerfahrenes Mädchen in seine Netze lockt, der gleich einer Schlange sein Opfer umwindet und die Giftzähne in ihre Brust, dicht neben dem Herzen, schlägt, ohne ihr die Zeit oder die Möglichkeit zu lassen, sich mit Derjenigen zu berathen. welcher sie Alles zu danken hat — Alles?

Ach nein, verzeihn Sie auch ihm!

Nein, Anna, dir kann ich wohl verzeihen, aber ihm in alle Ewigkeit nicht. Er ist für immer von meiner

Schwelle verbannt; er ist deiner Liebe unwürdig; du wirst ihn vergessen!

Anna schüttelte leise mit dem Kopfe und schaute ihre Pflegemutter mit verzweifelten Blicken an.

Nein, nein, das vermag ich nimmer!

Du bringst es also eher über's Herz, mich zu vernichten, mich zu tödten mit deinem Ungehorsam? — Du willst ihn nicht vergessen, obwohl ich es dir befehle? —

Dieses »Befehlen« in einer Angelegenheit, welche keinen Befehl duldet, weckte das Selbstgefühl des Mädchens. Sie richtete sich auf, stolzer als man hätte erwarten sollen, und sagte:

Vergessen kann ich ihn nicht, aber ihn nicht mehr zu sehen, das vermag ich, und müßte ich auch darüber sterben!

Zu zärtlich! — Was ihn betrifft, so braucht er nicht gerade in den Tod zu gehen. Er reis't nach Schonen, führt sein Fräulein heim — da hat er genügenden Ersatz.

Anna stutzte, die Patronin fuhr aber in einem ruhigeren und vertraulicheren Tone fort:

Armes Kind — du warst im Begriff in die Netze eines Betrügers zu fallen, der deinen Mangel an Erfahrung mißbrauchen wollte. Sie berichtete dann, mit einigen Ausschmückungen, die unbedeutende

Geschichte, welche die Frau mit dem Riechdöschen aufgespürt hatte.

Anna schüttelte ungläubig den Kopf, die Patronin aber dachte:

Es ist ein Glück, daß ich für die Wunde Balsam bereit habe, daß ich ihr einen Mann ohne Tadel als Ersatz bieten kann.

Aber sie wünschte zugleich, daß Anna zuvörderst ruhiger würde. So trug sie denn Sorge, daß Anna von der Welt abgeschlossen blieb und mit Andersson weder zu sprechen noch zu correspondiren im Stande war.

Und dieses erwies sich auch als nothwendig. Denn nicht lange, so kam ein Billet an Anna, des Inhalts, daß die Patronin ihn so seltsam beschieden, daß er jedoch weiter hoffe; dazu Versicherungen ewiger Liebe. Dieses Billet behielt die Patronin natürlich.

Nach einiger Zeit faßte sie dann den Entschluß, mit dem jungen Djupendahl hervorzutreten.

Anna lächelte schmerzlich und erwiderte, ohne aufzusehn:

Nein, nein, Mama.

Und warum nicht?

Ich liebe ihn nicht.

Aber was findest du an ihm auszusetzen? Nenne mir einen einzigen Grund, warum du ihn nicht lieben

könntest.

Ich weiß keinen, aber ich vermag es nicht, gute Mama. Sprich nicht mehr davon!

Aber es ist meine Pflicht, zu reden, und deine, mich anzuhören. — Ich muß also — fuhr die Patronin nach kurzem Stillschweigen fort, bemüht eine gewisse Weichheit in ihre Worte zu legen, — ich muß dir also sagen, liebe Anna, daß ich in meinem Hause eine Fortsetzung dieser Liebesgeschichten nicht dulden kann; du mußt dich verheirathen, schon um allem weiteren Gerede ein Ende zu machen.

Sie sind hart, liebe Mutter.

Hart? Nein, mein Kind, du hast mir Gehorsam und Liebe versprochen; zum ersten Male ist es, daß ich Gehorsam von dir fordere, und du antwortest: Nein, nein, ohne allen Grund. Du folgst bloß deinen Launen; es gefällt dir nicht — es paßt dir nicht, auf deiner Mutter Rath zu hören, und das bei dem wichtigsten Schritte deines Lebens!

Liebe Mama, wäre es nicht ein Unrecht, wenn ich ihn nähme, ohne ihn zu lieben? — Darf er nicht Liebe von mir fordern? — Die aber vermag ich ihm ja niemals entgegenzubringen.

Nun, wir wollen abwarten, wer Recht behält. Ueberlege dir Alles genau. Ich habe nicht Lust, länger

deine Ausflüchte anzuhören. Die Lehren des Herrn Lieutenants, scheint es, tragen ihre Früchte!

Mit diesen Worten entfernte sich die Patronin, doch in der Hoffnung, daß ihr noch Alles wohl gelingen werde.

Ich will ihr mit Andrietta drohen, der Tochter, meines Halbcousins. Ich kann sie aufnehmen, wann es mir beliebt, und die Jungfer gehen lassen, wohin es ihr beliebt. — Ungehorsam ist ein Verbrechen vor Gott und den Menschen!

Die Patronin war von Hause aus nicht ohne Herzensgüte. Seitdem sie jedoch das praktische Leben aufgegeben und keine genügende Beschäftigung in ihrem Haushalte fand, sah sie sich in der Nothwendigkeit, ihren niemals ruhenden Geist auf etwas Anderes zu richten. Sie wählte hiezu das Studium der Moral — das leichteste allerdings, das man finden kann, wenn es einem an Kenntnissen und rechter Lust zum Lernen gebricht. Man findet oft solche vortreffliche und aller Philosophie baare Hausmütter, welche, sobald sie Wittwen geworden, oder sich zur Ruhe setzen, sich auf das Denken legen und so mit Sittensprüchen vollstopfen, daß ein Professor der Moral vor ihnen mit Schanden bestehen möchte. Auch pflegen sie in demselben Grade, als es ihnen an Klarheit der Begriffe und rechter

Lebensweisheit mangelt, intolerant zu werden. Aber bekanntlich vertragen sich bei manchen Frauen Intoleranz und ein gutes Herz nicht eben schwer; und was unsere Patronin anlangt, so wußte man niemals recht, wo ihr gutes Herz oder ihre Intoleranz mitspreche.

Jedenfalls unterließ sie es nicht, die Angelegenheit Tag für Tag von Neuem zu erörtern. Als nun das Gerücht entstand und zu Anna's Ohren drang, der Lieutenant Andersson sei nach Schonen gereis't; als jede Nachricht, ja selbst ein Gruß von ihm, noch immer auf sich warten ließ, begann auch sie zu schwanken und die Redlichkeit seiner Gesinnung in Zweifel zu ziehn.

Man trifft bei jungen Mädchen oft auf ein seltsames Gefühl, welches sie nöthigt, blind ihre ganze eigene Zukunft, ja ihr Leben hinzugeben, bloß um zu zeigen, daß sie sich erhaben über die Wechselfälle des Schicksals fühlen. Es ist dieselbe Rücksicht, welche in Hindostan die Scheiterhaufen anzündet, auf denen sich die Wittwen verbrennen, zu ihres Gatten und ihrer eigenen Ehre. Mit einem gewissen Schauer verfolgt man, wie weit es ein Weib in Opferfreudigkeit bringen kann. Und oft ist dieses Opfer der einzige Sieg, welchen sie über ihr Geschick davonträgt.

Anna fühlte mit jedem Tage, daß der Dolch sich tiefer in ihre Seele bohrte; sie fühlte, daß sie sterben oder der Verzweiflung in die Arme fallen würde, wenn die Spitze das Herz erreichte und in das Heiligthum dränge, darinnen die ewige Liebe wohnt. Aber sie machte keinen Versuch, den Dolch herauszuziehen; gab es doch keine Entschuldigung für Den, welchen sie so heiß geliebt, keine Erklärung, warum er von ihr gegangen und geschwiegen! — Sie waren für alle Zeit geschieden. Da beschloß sie — und nur ein Weib kann einen solchen Entschluß fassen — mit einem einzigen Stoße das Herz zu durchbohren und die Liebe, welche dort noch immer wachsen und freudig treiben wollte, zu tödten. —

Sie war bleich an dem Tage; die schönen blauen Augen hatten ihren Glanz verloren und starrten ohne Ausdruck. Aber der junge Djupendahl kam, es kamen Fremde, es summtete in den Zimmern, die Kronleuchter brannten, die Spiegel sagten ihre Wahrheiten ohne zu verletzen — es waren viele Leute da, und man feierte — sie glaubte zu träumen — ihre Verlobung mit einem Manne, den sie nie geliebt und niemals lieben konnte.

Weßhalb that sie es? —

Um auch das letzte Band zu zerreißen, um sich rettungslos in den Abgrund zu stürzen, um einen

geistigen Tod zu sterben. So kann nur ein Weib philosophiren.

Als die Gäste fort waren, hörte sie ihre Mutter reden von einer Liebe, die mit der Zeit komme; daß auch sie damals, als sie ihren Mann geheirathet, weit von Liebe entfernt gewesen; daß sie trotzdem glücklicher gelebt als Andere mit all ihrer Liebe. — Sie vernahm das wohl, die Klänge drangen in ihr Ohr, aber es haftete kein Gedanke, keine Vorstellung in ihrem Geiste. Alle ihre Empfindungen, ihr ganzes Denken vereinigte sich in dem Einen Brennpunkte: Alles ist vorbei! —

Aber die Zeit bringt Klarheit. Allmählich wurde es um ihr, in ihr heller; sie erkannte, daß sie sich betrogen, ihre Mutter, ihn, dem sie Liebe versprochen, und ihn, den sie noch immer liebte. Es lag wie ein Fluch auf ihr, ein vierfacher Betrug. Aber das Netz, welches sie selber über sich geworfen, zu zerreißen, fühlte sie nicht die Kraft. Da überkam sie tiefste Verzweiflung. —

Der Verlobte machte, der Sitte gemäß, häufige Besuche. Mit jedem Tage wurde er unerträglicher. Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit, Scham und Reue griffen härter an ihr Herz und preßten es zusammen. Es war ein stiller Wahnsinn. — Immer wieder und wieder, sie wußte nicht wie, trat das Bild ihrer Kindheit vor ihre Seele; alle ihre Schulgenossen, sie

selber in Kindesgestalt standen vor ihr und zeigten mit Fingern auf sie, nach einer schwarzen Tiefe — — sie schwindelte. Und dann ihr Vater! — Sie meinte seinen letzten Segen zu hören, wie er ungehört in dem leeren Raum erstarb, ohne zu Gott zu gelangen. — — Sie verlor das Gefühl ihrer Würde, wenn sie nicht die Ketten zerriß, — um jeden Preis! —

* * *

Das Zimmer des Fräuleins ist leer, sie ist fort! Berichtete am nächsten Morgen das Dienstmädchen. Die Patronin sprang auf, das Zimmer war leer, auf der Toilette lag ein Brief. Die Patronin zitterte vor Aufregung, erbrach ihn und las:

»Geliebte Mutter!

Ich weiß, daß ich wahnsinnig bin, aber ich bin nicht mehr Herr über mich selbst. Ich bin Ihrer Liebe nicht würdig; ich will Niemand betrügen, darum Lebwohl. Lebwohl für ewig. Ich kehre zu der Sphäre zurück, zu welcher ich gehöre, zu dem Stande, aus welchem Sie mich gezogen haben. Forschen Sie nicht weiter nach mir. Wenden Sie Ihre Liebe einer gehorsameren, besseren Tochter zu. Ich kann Ihnen nicht folgen. Gott ist mein Zeuge, ich kann es nicht!

Aber fluchen Sie nicht

Ihrer Anna.«

Die Patronin wurde bleich wie der Tod und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Einen solchen Schlag hatte sie nicht erwartet. Sie liebte Anna, obwohl dieses Gefühl, von Hause aus mehr egoistisch als aufrichtig, in der letzten Zeit ziemlich abgekühlt war. Trotzdem wäre es, wieder in den Vordergrund getreten, hätte sie sich nicht immer wieder die Frage vorlegen müssen, was wohl die Menschen dazu sagen würden! — Sie selber der Gegenstand aller Unterhaltungen! — *Das* das Resultat ihrer so oft gerühmten Erziehungsmethode! — Glücklicherweise trat der Zorn an die Stelle des Schmerzes: Kann sie ohne mich — so kann auch ich ohne sie bestehn!

»Djupendahl *et* Sohn« wurden benachrichtigt und durften an der schaudervollen Neuigkeit Theil nehmen. »Junior« faßte sie gerade so auf, wie wenn beim Löschen vor seinen Augen ein Ballen Kaffee in die See gefallen wäre. Was auch immer sich repariren ließ, die Geschichte war faul, die Waare zum Mindesten havarirt. Beide, »Senior« und »Junior«, fanden, daß Anna kein Mitleid verdiene, und beklagten Niemand als sich selber. Die Patronin setzte sich in ihrem Zornesmuthe, verletzt bis aufs Tiefste,

sofort nieder und schrieb an ihren Halbcousin, einen armen Commissarius, er möchte ihr umgehend seine einzige Tochter schicken. Dieser Brief verursachte an Ort und Stelle eine Revolution; die Familie des Commissars gerieth in die äußerste Aufregung und expedirte mit der nächsten Post Fräulein Andrietta Toppling an die Adresse der ihrer sehnsuchtsvoll harrenden Halbcousine.

* * *

Nach einigen Tagen traf Fräulein Andrietta ein, mit ihrer Reisetasche (ohne Schloß) und einem Briefe ihres Vaters, voller Segenswünsche und Danksagungen an die liebe Tante, welche, noch immer strahlend im Nordlichtscheine des Zornes, sie wie ein Werkzeug ihrer Rache empfing. Anna sollte erkennen, wie überflüssig sie sei. Darum mußte Andrietta sofort ganz an ihre Stelle treten, ihr Zimmer beziehen und ihre besten Kleider anlegen. Sie nahm sich darin allerdings seltsam genug aus. Sie war nicht bloß ein langes, ungraziöses Frauenzimmer mit eckigen Bewegungen und großen Händen, sie hatte auch bereits die Linie passirt, das heißt, sie schwankte zwischen fünfundzwanzig und dreißig und besaß in ihrem Gesicht etwas so aufrichtig Häßliches, daß der

Beschauer es sofort vorzog, seinen Blick auf Anna's Kleider zu richten.

Die Patronin unterließ trotzdem nichts, um zu zeigen, daß sie Andrietta weit angenehmer finde als Anna. Sie sprach gern von den rohen Empfindungen bei Leuten niederer Klasse, von der Unmöglichkeit, auf einem wilden Apfelbaume Reinetten zu ziehen, und dem undankbaren Bemühen, Menschen die Segnungen der Bildung angedeihen zu lassen. Die ganze Stadt gab der Patronin Recht und lachte sie hinter ihrem Rücken aus. Dem Magistratssecretär kamen hundert muntere Einfälle von »flüchtigen« Fräuleins, durchgehenden Schönheiten, Zugvögeln etc., mit Einem Worte, lauter witzige Anspielungen auf Anna's Verschwinden. Er pflegte aber immer so zu schließen:

Schade um das Mädchen — war doch verdammt hübsch — wundre mich nicht über ihren Geschmack — denn Bruder Djupendahl sieht doch wahrhaftig wie eine Vogelscheuche aus! — Ha, ha, ha!

Der Magazinsverwalter aber, dessen »gesammelte Schriften« sich bereits unter der Presse befanden, beeilte sich, das oben erwähnte Gedicht: »Betrachtungen bei dem Tode eines geliebten Vaters« davon auszuschließen. Man hätte ja über ihn lachen

können, wenn er einen buckligen Uhrmacher und dessen »durchgegangene« Tochter besang.

Man sprach noch vierzehn Tage, einen Monat lang, über die Geschichte. Allmählich verdrängten neue Eindrücke die früheren; die jungen Herren liefen anderen Sternen nach, tanzten mit anderen Mädchen, bewunderten andere Stimmen. Nach einem halben Jahre war Anna vergessen. Nur dann und wann tauchte noch irgend ein Gerücht über sie auf. Einer hatte sie auf einer Weide barfuß gesehen, ein anderer sie als Ladenmädchen in Stockholm getroffen, ein Dritter hatte gehört, sie sei todt und begraben.

Solche Mittheilungen weckten hie und da die Erinnerung an das arme Mädchen, gleichwie der Wind aus dem Aschenhaufen eines abgebrannten Hauses noch ein paar Funken aufwirbelt.

Im folgenden Frühlinge saßen ein paar junge Leute in einer Restauration und plauderten, als der Eine von ihnen plötzlich sagte:

Apropos, Sie haben wohl schon gehört, daß Andersson an der Lungenschwindsucht gestorben ist, dort unten in Schonen?

Was zum Henker, ist er todt? — Es war ein braver Mensch und mein specieller Freund, schade um den Kerl!

Wer ist sein Hintermann im Regimente?

Ja, das ist ja wahr, er hatte vollen Lieutenantsgehalt!
Da kann Cederholm sich freuen, er ist an der Reihe!

* * *

Viele Jahre sind seit den letzten Ereignissen verflossen. Theodor Djupendahl, nunmehr Rath und Handelsherr, ja sogar Abgeordneter zum Reichstage, hatte längst seinen tiefen Schmerz verwunden und mit der Tochter des Commissärs Toppling, Fräulein Andrietta, der liebevollen Pflgetochter der einsamen Patronin, einen treuen Herzensbund geschlossen. Längst waren unsere alten Freunde, Mutter Grete, der Fischer Ola und der alte Flink zur ewigen Ruhe gegangen. Auch die Patronin hatte der unerbittliche Tod auf dem Kirchhofe der kleinen Stadt gebettet; doch erinnerte ein prächtiges Grabkreuz mit großen goldenen Buchstaben daran, daß »dankbare Kinder« dieses Denkmal über ihrem Staube errichtet. —

Es war zur Weihnachtszeit.

In einer geräumigen Bauernstube stand ein mächtiger Tannenbaum auf seinem Holzkreuze und streckte seine grünen Finger nach der weißgetünchten Decke. Zwei Knaben von zehn und acht Jahren und ein sechsjähriges Mädchen waren so eben damit beschäftigt, Lichtstümpfe an den Zweigen zu

befestigen. Es schien nicht ganz leicht, doch gelang es den Kindern endlich. Dann behingen sie die Wände mit Kränzen vom Heidelbeerstrauch und den rothen Trauben der Berberitze. Denn sie hatten die reifen Beeren schon im Herbste getrocknet, um damit das Weihnachtsfest zu verschönern.

Ein gedeckter Tisch stand neben dem Baume. Das selbstgewebte Tischtuch mit seinen Fransen, die irdenen Schüsseln und Holzlöffel verriethen nicht eben Reichthum, aber Reinlichkeit und Genügsamkeit, die den schwedischen Bauer so auszeichnet, die Zufriedenheit, den Stolz und das Glück der Armuth.

Eine Frau war an dem Tische beschäftigt, während der Mann Holz hereintrug, um ein prächtiges Weihnachtsfeuer im Kamin anzuzünden.

Ist Alles fertig? fragten die Kinder, indem sie der Mutter überall hin folgten, ist es bald fertig, so daß wir den Baum anzünden können?

Noch nicht, Kinder! — du, Ola, laß den Löffel liegen! — Hörst du nicht? — Und du, Petter, geh mir aus dem Wege, man kann sonst noch über dich fallen. — So, ihr Krabaten!

Die gute Frau sah trotz all dieser Zurechtweisungen so froh und freundlich aus, daß sie nicht eben den wünschenswerthen Gehorsam fand. Die Kinder

lärmten umher und fragten und fragten, »denn sie wollten nun doch einmal anzünden.«

Endlich rief die Mutter, welche einen letzten Blick auf die Fische, die paar Scheiben Schinken und die stattliche Schüssel Grütze geworfen und Alles in Ordnung gefunden hatte:

Na, dann zündet an!

Da zündeten die Kinder die Lichter an und wetteiferten mit einander, und ihr Eifer dabei war so groß, daß sie hier ein Licht herunterwarfen, dort ein bereits brennendes wieder auslöschten. Endlich war das große Werk nun doch gelungen, die schwankenden Tannenzweige kamen zur Ruhe; die Kinder aber liefen zum Vater, welcher während dessen lächelnd nach ihnen geschaut hatte, und riefen:

Vater, komm nun mit, nun muß die Großmutter den Weihnachtsbaum sehen! Einen so großen haben wir noch niemals gehabt!

Da begaben sich Alle, der Vater an der Spitze, durch die kleine Hausflur in das Hinterstübchen, und es dauerte nicht lange, da brachten sie die Großmutter in einem Sorgenstuhl getragen.

Das war keine kleine Last, die Kinder keuchten ganz erschrecklich, als sie mit dem Vater die Großmutter über die Schwelle trugen. Sieh, Großmutter, hast du schon einen so großen

Weihnachtsbaum gesehen? Zwanzig Lichter sind darauf! — Weißt du, Großmutter, von denen gehen zehn aufs Pfund!

So riefen die Kinder durcheinander und bemühten sich, der alten Frau allerlei Erläuterungen zu geben, die sie natürlich für durchaus nothwendig erachteten, um den Genuß all dieser Herrlichkeiten zu steigern.

Freilich, Kinder, das ist ja ganz großartig, so etwas habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehn, und — fügte sie lächelnd hinzu — jetzt möchte ich gerne mit euch Allen tanzen, wenn ich nur könnte!

Liebe Mutter — sagte der Mann und legte seine Hand auf ihre Schulter, das thut nichts, Mutter; wenn, man nur Kinder und Kindeskind hat, wie du, die dich alle so lieb haben, wie wir, — wir tragen dich gerne auf unseren Armen, Mutter.

Glückliche Weihnachten und frohe Feiertage, Anders! erwiderte die Mutter. Und für all Das haben wir dem alten Fischer Ola zu danken.

Ja, Mutter, das haben wir, nächst Gott; und darum habe Gott den alten mürrischen Kerl selig, der mir Arbeit gab, statt Geld, und mich lehrte, wie man auf eigenen Füßen steht.

* * *

Wer jemals in Kopenhagen gewesen, hat sicher auch »Tivoli« besucht mit seinen köstlichen Rasenplätzen, Kiesgängen, Hügeln, grünen Bäumen und den kleinen krystallklaren Teichen; ein Seeland im Kleinen; heiter, still und schattig wie Gefion's Insel, von welcher es einen Theil bildet. Indessen so heiter und freundlich blickt dieses Tivoli nur die eine Hälfte des Tages. Wenn die Sonne niedersteigt, strömen durch die weit geöffneten Thore die lebenslustigen Kopenhagener, ein heiteres phäakisches Völklein, das sich nicht für zu gut hält, um sich ein paar Stunden köstlich, und was die Hauptsache ist, für geringes Geld, zu amüsiren. Dann wimmelt es von Tausenden froher Menschen, zwischen den herrlichen Buchen, auf den Terrassen. Dicht an einander gedrängt schaut man hier einem Seiltänzer zu, dort einer Pantomime auf dem kleinen Theater. Bald drängt man sich in dem märchenhaften Glassaale, wo Lumbye's Orchester eine Gade'sche Symphonie zum Besten gibt, oder eine »neueste« Composition des närrischen und doch so würdigen Dirigenten mit dem seltsamen Titel »Kriegsrath«. Die Einen sitzen an Tischen. Andere stehen auf Stühlen und Bänken. Der Herr mit dem Orden steht dicht neben einem Matrosen mit rothem Shawl und gelbem Strohhut; die seidene Robe der Dame von Stande streift das Kattunkleidchen

eines Gemüsemädchens von Amager. Doch könnten Kenner streiten, wer besser aussieht, wer den schönsten Mund und die blauesten Augen hat.

Es war an einem Abend im August. Wieder hatte sich, trotz des zweifelhaften, zwischen Sonnenschein und Regen wechselnden Wetters, eine ungeheure Menschenmenge eingefunden. Aber trotz der zur Schau getragenen, äußerlichen Freude, und obwohl Alles hier darauf angelegt ist, die Sorgen zu vergessen und sich von drückenden Empfindungen fern zu halten, wollte es doch zu keiner rechten Heiterkeit kommen. Es war zur Zeit, als der Kampf um Schleswig-Holstein fast schon ausgebrochen war, mindestens unvermeidlich schien. Krieg und Streit, Sieg oder Tod schwebte auf den Lippen aller dieser scheinbar so frohen Menschen. Lumbye wußte das auch recht gut, denn das erste Stück, welches er zum Besten gab, war ein Kriegsmarsch, in welchen er nicht ungeschickt dänische, schwedische und norwegische Melodieen verwebt hatte. Bestand doch sein Publicum zum großen Theile aus Militärpersonen und Freiwilligen aus den drei Ländern, welche man heutzutage die skandinavischen nennt. Erregten diese Anklänge schon mächtig die Herzen der versammelten »Brüder,« so versetzte der »nordische Unionsgalop«, mit welchem der Kriegsrath sein Programm schloß,

die Zuhörer in jene ferne Vergangenheit, da ihre Vorfahren beim Julfest saßen und im Schwertertanze korybantenartig durch die Halle stürmten.

Ein unbefangener Zuschauer hätte vielleicht gelächelt über diesen »nordischen Unionsgalop«, aufgeführt vor diesem modernen, geputzten Publikum. Vielleicht that es der Mond auch, welcher dann und wann durch die Wolken brach und sein bleiches Licht über die hin und her wogenden Menschenmassen goß.

Mancher ging weiter zu der von tausend Lampen beleuchteten Rutschbahn, auf welcher man in rasender Fahrt von einer bedeutenden Höhe hinab und wieder hinauf fast zu derselben Stelle gelangte, von welcher man ausgegangen; oder zu dem Bazar, der gleichsam in Flammen zu stehen schien. Den Ermüdeten luden Hunderte von Kaffee's, Restaurationen und »Schweizereien«, das heißt Conditoreien, ein, in denen hier Musik zu hören war, dort ein Taschenspieler sein Wesen trieb, ein Affe seine Künste zum Besten gab oder ein Pferd ein Taschentuch apportirte. Nirgends ein bleibendes, aufmerksames Publicum. Die Menge zog ein und aus. Einer trank eine Flasche Champagner, der Andere ein Glas Milch.

An einer etwas entlegenen Stelle, zwischen dunkeln, nur mit Lampions erhellten Bäumen vernahm man aus der geöffneten Thüre einer

Conditorei eine volle und glockenreine Frauenstimme, begleitet von einer Harfe. Sie sang das dänische Nationallied, »den tapferen Landsoldaten«, während ein paar Herren, die Cigarre im Munde und ein Glas Cognac auf dem kleinen Tische vor sich, lässig auf einer Bank saßen, über Politik sprachen und über die Geschicke der Welt entschieden. Sie bemerkten nicht, daß vor der Harfenspielerin ein Teller stand, und daß derselbe noch ganz leer war. Die Einzigen, welche bei dem Gesange in Bewegung geriethen, waren ein paar ärmliche Kinder, doch mit der dänischen Cocarde an ihren Mützen. Sie marschirten, barfuß wie sie waren und einen Stecken über die Schulter gelegt, auf und ab und sangen: »Da, als ich Abschied nahm, da, als ich Abschied nahm, mein Liebchen wollte mit!«

Endlich näherten sich ein paar schwedische Offiziere der singenden Frau, auf welche durch das geöffnete Fenster gerade ein Strahl des Mondes fiel. Sie schien ihre Uniform mit Interesse zu betrachten und begann, offenbar bemüht, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, auf der schlechten, hartklingenden Harfe zu präludiren. Ihre großen blauen Augen blickten nach oben, als suche sie in ihrer Erinnerung nach Etwas. Richtig, das war es, — und da die Offiziere vor ihr stehen blieben, begann, sie auf schwedisch zu singen:

Ich denke noch der Jugendzeit,
Als wär' es heute nur,
Da ich ein Kind, und Heiterkeit
Noch folgte meiner Spur.

Aber ihre Stimme begann gleich am Anfange zu zittern, sie sang nur mit Anstrengung weiter. Als sie dem Schlusse nahe war, brach sie plötzlich in Thränen aus, beugte sich tief über ihre Harfe und schluchzte laut.

Einer der jungen Schweden trat auf sie zu und äußerte theilnehmend: Was ist Ihnen, mein Fräulein? Singen Sie das Lied zu Ende, wir kennen es schon. Auch wir sind einst Kinder gewesen.

Aber das Mädchen weinte nur noch lauter und antwortete nichts.

Sind Sie aus Schweden?

Ein kaum hörbares Ja war die Antwort.

Sehnen Sie sich dorthin zurück?

Nein — nein — niemals! rief sie mit Heftigkeit, blickte auf und trocknete rasch ihre Thränen.

Verzeihen Sie, meine Herren, jetzt werde ich fortzufahren im Stande sein.

Sie sang hierauf einige schwedische Lieder, jetzt veraltet, vergessen, welche jedoch, von den Lippen dieses Mädchens gesungen, das Summen draußen

übertönten und einen so eigenthümlichen, melancholischen Eindruck auf die Herzen der Zuhörer machten, wie etwa ein Echo, welches aus weiter Ferne von Berg und Wäldern wiederklingt.

Die Herren warfen einige größere Münzen in ihren Teller, und sie verbeugte sich dankend.

Ihr wurde eine reiche Ernte an diesem Abende zu Theil, denn die Schweden wollten sämmtlich ihre interessante Landsmännin hören. Als sich dann später, nachdem Amici sein Feuerwerk abgebrannt, wieder ein Paar von ihnen trafen, sagte Einer und der Andere:

Wer zum Teufel kann dieses Frauenzimmer sein?

Sie muß den bessern Ständen angehören, denn sie hatte eine schöne Stimme und eine gute Schule.

Sie sah aus, als wäre sie einst schön gewesen! Schade um die Person! Hat Keiner gefragt, wo sie wohnt?

Freilich, ich. Aber ich bekam keine Antwort, als bloß: Lieber Herr, der Arme hat kein Haus, nur ein Nachtquartier.

Wahrhaftig, eine räthselhafte Erscheinung! Es wäre doch interessant, etwas von ihrem Leben zu erfahren. Gewiß romantisch und seltsam genug! — Ha ha ha! — Kommst du mit uns, Lagerkrona? — Wohin fahren wir? — Wahrhaftig, der gute Kerl fährt uns zum Teufel und seiner Großmutter!

Laß ihn nur, er kennt den Weg!

Ach so, nun finde ich mich zurecht — die Oestergade, — weißt du, da wohnt der Jude, von welchem ich diese Uhrkette gekauft habe — veritables Talmi! — Ha ha ha! — Ein Unterlieutenant kann eine solche echte Pariser Kette wohl mit Ehren tragen. Aha, da ist ja auch Se. Majestät auf Kongens Nytorv! — Muß im Finstern sitzen, der arme Kerl, mit den vier Tugenden zu seinen Füßen. Sitzt so hoch, als hätte er sich über sie hinweggesetzt! — Ha ha ha! —

Der Wagen hielt, Jeder ging seines Wegs. Wer dachte noch an das arme Harfenmädchen!

* * *

Draußen in Christianshavn, in einer der kleinen »Buden«, welche im Schutze des alten Stadtwalles halb versteckt stehen, hätten sie die Lösung des Räthsels gefunden. Eine kleine ärmliche Stube, fast ohne Möbel, aber reinlich und sauber, mit einigen Blumen an dem kleinen Fenster, auf dem Tische ein schwedisches Gesangbuch, darinnen ein Brief als Buchzeichen. In dem Briefe die Ueberreste vertrockneter Kleeblätter.

Hier wohnte Anna, arm und vergessen. Um ihr Leben zu fristen, hatte sie zum letzten Mittel

gegriffen: sie war Harfenspielerin geworden und sang an den Abenden auf öffentlichen Plätzen. Früher hatte sie gelebt um zu singen, jetzt sang sie, um ein Dasein weiter zu führen, das für sie keinen Werth mehr hatte.

Ihre Geschichte ist einfach genug.

Nachdem sie das Haus ihrer Pflegemutter verlassen, versuchte sie es, in Dienste zu treten. Aber sie hatte nichts gelernt, womit sie ihr Brod hätte verdienen können. In ihren früheren Stand hinabzusteigen vermochte sie nicht und sah es wohl auch als ein Unglück an. Sie konnte arm sein, aber nicht diejenige Armuth ertragen, welche einst ihr Glück und ihre Freude ausgemacht hatte. Eine andere Weltanschauung war an die Stelle jener frühern getreten. Einmal aus dem ursprünglichen Waldboden in einen andern künstlichen, verfeinerten versetzt, weigerte sich die Pflanze, von Neuem Wurzeln zu schlagen in der rauhen Erde der alten Heimath. Sie zog es vor, kümmerlich hinzuleben, und mochte lieber im leichten Kattunkleide gehen, als in einem selbstgewebten rauhen Wollenkittel.

Zuletzt hatte sie sich über den Sund begeben und bald hier bald dort einen Dienst übernommen, ohne irgend einem genügen zu können. Es lag wie ein Fluch auf ihr. So war ihr nichts als dieser musikalische Erwerb geblieben, der traurigste von allen.

Aber der Heimath machte sie nicht gedenken. Nur wenn sie die süßen Laute ihrer Muttersprache vernahm und eine schwedische Uniform in der Volksmenge erkannte, preßte es ihr Herz zusammen, und vor ihr inneres Auge trat das Bild jenes zerrissenen Vierklee's, des Symbols ihres einstigen Glücks und ihres namenlosen Elends.